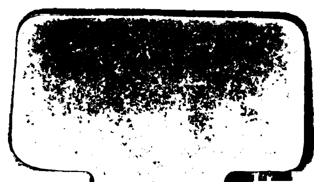


3/6

Griechenland
und
die Griechen.

Nach dem Englischen bearbeitet

von

W. A. Lindau.

Dresden, 1821.
in der Arnoldischen Buchhandlung.



Vorwort.

Die Uebersicht, welche nachstehende Blätter geben, ist größtentheils aus einem Aufsatze im 23sten Bande des Quarterly Review entlehnt dessen Verfasser mit einem kundigen, durch Selbstansicht geschärften Blicke die Ergebnisse der zuverlässigsten Berichte neuerer Reisenden zusammenstellt, und besonders folgende Werke benutzt: 1, Travels in the Ionian Isles, in Albania, Thessaly, and Greece, in 1812 and 13; together with an account of a residence of Joannina, the capital and court of Ali Pasha, by H. Hollland, M. D. London 1815. N. E. 1819. 2, An Essay on certain points of resemblance between the ancient and modern Greeks; by — Fred. Sylv. North Douglas, London 1819. 3, Greece, a poem; with notes, classical illustrations and Sketches of the Scenery. By Will. Haygarth. London 1814. Ausser diesen, noch

einige andre Werke, z. B. von Hobhouse und Dodwell, und einzelne, in der Uebersicht selbst erwähnte Berichte, die in Robert Walpole's reichhaltiger Sammlung: Memoirs relating to European and Asiatic Turkey. (London 1819) wozu 1820 eine Fortsetzung, unter dem Titel: Travels in various countries of the East kam — aufbewahrt worden. Sehr schätzbar ist auch das neuere Werk des Mahlers Williams: Travels in Italy, Greece and the Jonian Isles, (Edinburgh 1820. 2 Bde. 8.) das viele Kupfer enthält; und Pouqueville's neue Reise durch Griechenland (Voyage de la Grece, orné de figures et de cartes. Paris 1820, 4 Bde. 8.) gibt gleichfalls reiche Ausbeute zur Kenntniß des jetzt so merkwürdig gewordenen Schauplatzes.

Der Anhang über Ali Pascha von Joannina ist aus Hobhouse's oben angeführten Werke (A Journey through Albania, and other provinces of Turkey in Europe and Asia, to Constentinople during the years 1809 an 10. London 1813) genommen.

Die eigentlich sogenannte Halbinsel Griechenland ist eine Landzunge, die in das Mittelmeer einspringt, wie die Halbinsel Italien. Von dieser trennt sie das jonische Meer, und von Klein-Asien der Archipelagus. In dem erst genannten Meere liegen die sieben Inseln, welche die jonische Republik bilden, und eigentlich ein Theil von Griechenland sind, im Archipelagus aber ungefähr hundert Inseln von verschiedener Größe. Alle diese Inseln, sammt der, zwischen ihnen liegenden Halbinsel, bilden ein Gebiet, dessen Bewohner hauptsächlich aus den ächten Abkömmlingen der alten Griechen bestehen.

Rechnen wir den Anfangspunkt östlich von der Spitze des Meerbusens von Salonichi und westlich vom Busen von Awlona, oder ungefähr von dem Parallelkreise des 40sten Breitengrades, so finden wir, daß jenes Gebiet ungefähr eine Länge von 50 Meilen, und eine mittele Breite von 25 Meilen hat, und einen Flächenraum von etwa 5000 Quadratmeilen einnimmt. Verbunden ist mit Grie-

chenland auf der Südwestseite, durch die Landenge von Korinth, die Halbinsel Morea, (der ehemalige Peloponnesus,) deren Flächenraum ungefähr um die Hälfte geringer ist Die Inseln des Archipelagus können ziemlich eben so hoch, als Morea gerechnet werden. Das Ganze bildet daher einen Flächenraum von etwa 10000 Quadratmeilen. Schwieriger ist es, die Volksmenge zu bestimmen; vergleicht man indeß die Angaben verschiedener Schriftsteller, so kann man folgende Schätzung annehmen:

Die Halbinsel Griechenland	2,000,000
Morea und Negropont	1,000,000
Die Inseln des Archipelagus	1,000,000

Von dieser Inwohnerzahl von 4 Millionen, bestehen wenigstens drei Viertheile aus Griechen; die übrigen sind Türken, Muhamedaner, Albanier, Juden und vermischte Abkömmlinge von Römern, Venedigern, Neapolitanern und andern Europäern, die man gewöhnlich Franken nennt. Der Engländer Carlyle rechnet das Verhältniß der Griechen in Europa zu den Türken wie 3 bis 4 zu 1, und schätzte jene zu vierthalb Millionen. Wie groß die Zahl der, in den innern Landschaften des türkischen Reiches, in Klein-Asien, in Rußland und Teutschland zerstreuten griechischen Familien sei, läßt sich

gar nicht bestimmen; man hat sie zu 80,000 angeschlagen.

Die Volksmenge der, seit dem Jahre 1815 unter Großbrittaniens Schutze stehenden, sieben jonischen Inseln ist zu 200,000 geschätzt worden, und besteht aus einem sehr gemischten Stamme, doch der Mehrzahl nach aus Griechen. Davon rechnet man auf Corfu 60 bis 70,000, Cephalonia 60,000, Zante 40,000, Santa Maura 18,000, Ithaka und Cerigo, jede 8000, und Naxo 3 bis 4000. Zante ist bei Weitem das schönste und fruchtbarste dieser Eilande, dessen Oberfläche größtentheils aus einer unermeßlichen Ebene eines zusammenhangenden Weingartens besteht, welchen einzelne Pflanzungen von Oehlbäumen, Pomeranzen und andern Fruchtbäumen unterbrechen; aber auch die andern Inseln sind ungemein mahlerisch und reizend.

Durch die Mitte der griechischen Halbinsel, und mit ihren beiden Küsten fast parallel, zieht sich eine Kette hoher Gebirge, deren Höhe von 7 bis 8000 Fuß in dem nördlichen Theile, bis zu 7 oder 800 Fuß an der südlichen Spitze abwechselt. Zu den höchsten Spitzen gehören die mächtigen Rücken des Pindus und Parnassus, während der Parnes, Pentele und Hymettus in Attika,

die niedrigste Höhengränze nicht übersteigen. Von dem Hauptstamme laufen andre Zweige nach beiden Seiten der Küste; ostwärts der berühmte Olymp, der nahe am Hintergrunde des Meerbusens von Salonichi bis zu 6000 Fuß sich erhebt, und die nördlichste Spitze eines niedrigern Gebirgzuges bildet, der aus dem Ossa, Pelion, Oeta und Othrys besteht, und sich durch die Insel Negropont erstreckt. Der Berg Delphis ist der höchste Punkt dieser Kette. Gegen Abend liegen die gebirgigen Landschaften Epirus, Aetolia und Acharnania, die denjenigen Theil von Griechenland bilden, den man gewöhnlich Albanien nennt. Die höchsten Gebirge in Morea sind die Cyllenische Bergkette, unweit der westlichen Küste, und der Taygetus an der Südspitze.

Weitgedehnte Ebenen, in ansehnlicher Höhe über der Meerfläche, sind von Bergketten umschlossen. Unter diesen haben Thessalien, Böotia und Arkadia noch ihre alte Eigenheit. Die Flüsse, welche diese Ebenen wässern, sind nicht viel mehr als Bergströme; ausgenommen der Peneus oder Salimpria, dessen zahlreiche Arme Thessalien durchschneiden, ehe sie sich durch das berühmte Thal Tempe in den Meerbusen von Salonichi er-

gießen, und der Alpheus, *) der die grünen Ebenen von Arkadia, Elis und Achaja durchfließt. Der Sperchius, oder Hellada, der Cephissus, der Asopus, der Ilyssus, und viele andre, in der alten Geschichte berühmte Ströme, würden kaum bemerkt werden in jedem andern Lande, als in Griechenland, wo jeder Bach und jedes Bächlein durch Verse berühmt ist; denn, wie Spon **) treffend sagt, diese Flüßchen machen mehr Geräusch in den Büchern, als in ihren Betten.

Nach der Lage des Landes, in Hinsicht auf den Breitengrad und die umfließende See, könnte man glauben, daß das Klima hier wie im südlichen Italien sei, es ist jedoch im Winter weit strenger, und im Sommer in vielen Gegenden wärmer. Die Ebene von Joannina, 1200 Fuß über dem Meere, und in gleicher Entfernung von der mittlen Gebirgsreihe und von der Westküste, unter 39° 30′ der Breite, hat, nach Doktor Hollands Bemerkung, eine eben so heftige Winterkälte, als das westliche England. Auf den Hochebenen von Morea, unter einem noch

*) Nach Angabe einiger Reisenden, vergeht kein Jahr, wo man nicht mehre alte Helme auf dem Alpheus herabkommen sieht.

**) Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grece et du Levant, fait aux années 1675 et 1676. Lyon 1678. 3 Bde. 12.

südlichern Breitengrade, ist die Kälte noch heftiger und zuweilen bedeckt der Schnee 18 Zoll hoch die Ebenen von Tripolizza. „Ich hatte nicht erwartet, sagt D. Holland, in Arkadia, welches die Dichter als die Heimath des Frühlings und milder Reize schildern, so etwas zu finden, und in der ersten Ueberraschung erinnerte ich mich nicht, daß Pausanias von der kalten, dicken Luft des Landes spricht und die rauhen Sitten der Bewohner daraus ableitet.“ Er fand nicht weit von der Hauptstadt Tripolizza die Luftwärme um 6 Uhr früh 16° nach Fahrenheit. „Kurz, setzt er hinzu, die Kälte war mitten in Arkadia so heftig und so dauernd, daß ich mich nicht erinnere, etwas ähnliches in England erfahren zu haben.“ Dieß war indeß im Winter 1813, der überall in Europa ungewöhnlich streng war. Im Sommer aber haben die blühenden Thäler Arkadien's eine ganz andre Gestalt, und zeigen uns Landschaften, wie die reizendsten Bilder der Dichter sie uns schildern. Ströme schlängeln sich durch diese üppigen Thäler und bis zu ihren Gipfeln sind die Hügel mit Walde bedeckt.

In den niedrigen Gegenden von Attika ist die Luftwärme gemäßigter und gleichmäßiger, als in den meisten andern Theilen von Griechenland; die Luft gewöhnlich heiter, trocken und milde, die

Kälte selten strenge, die Hitze weniger drückend, der Regen minder häufig. Die Sommerhitze wird in Athen, durch die Regelmäßigkeit des Windes gemildert, der um zehn Uhr zu wehen beginnt, und dann den ganzen Tag dauert. Dieser Verschiedenheit der Luft wurde bekanntlich die Verschiedenheit in der Gemüthsart der Böotier und Athener zugeschrieben. In Athen steigt die Luftwärme selten über 88 oder 96 Grad Fahrenheit, und fällt eben so selten auf den Gefrierpunkt. Die ungemeine Trockenheit des Klima's hat, nach Dodwells Bemerkung, sehr zur Erhaltung der alten Gebäude in Athen beigetragen, die, troß aller Verwüstung, noch ein frisches Ansehen haben. Athen ist im Ganzen gesund, andre Gegenden Griechenlands aber sind gerade das Gegentheil während der Hitze des Sommers, besonders die Sumpfländer und Reißfelder. „Die ganze Küste von Achaja — sagt Haygarth — ist sehr ungesund und voll von Sümpfen; das kränkliche Ansehen der Inwohner, die ich sah, war mir auffallend. Sie ist die entvölkertste Gegend von Griechenland."

Die höchsten Kuppen des Hauptgebirges sind neun Monate lang mit Schnee bedeckt, und in den Höhlen und Schlüchten einiger Gebirge findet man stets Schneelagen. Den Parnassus hielt man

zwar, wegen einer ewigen Schneedecke, für unersteiglich, der Engländer Sibthorp aber fand den Gipfel ganz frei, als er ihn im Julius erstieg.

Die Haupterzeugnisse der Ebenen Griechenlands sind: Waizen, Gerste, Reiß, Mais, Hirse und Taback. Man baut acht verschiedne Arten von Waizen. Hawkins fand, daß der Mavrogano, oder schwarzbärtige Waizen, in den Ebenen von Argos das zehnte Korn gab, in den beßten Gegenden von Megara und Eleusis das zwölfte, und bei Korinth das funfzehnte. Eine andre Waizenart, Greneas genannt, gibt in den üppigen Ebenen am Pheneus in Arkadia das zwölfte Korn, und der Devedeschi, in den Ebenen von Thessalien, in den beßten Jahren das funfzehnte. „Im Ganzen, sagt Hawkins, kann man den Ertrag des guten Bodens in Griechenland in günstigen Jahren auf das zehnte bis zwölfte Korn anschlagen, und in dem beßten Boden, in ungewöhnlich guten Jahren, auf das funfzehnte bis achtzehnte. Der Waizen wird in Griechenland aber gewöhnlich auf ungedüngte Felder gesäet.“

In Böotia ist der Boden ungemein reich und bringt Waizen, Mais, Gerste, welsche Bohnen, Reiß, Sesam, alles in vorzüglicher Güte, und Baumwolle in ansehnlicher Menge hervor. Die Seeen von

Böotia versorgen Athen und andre Gegenden Griechenlands noch immer, wie vor Zeiten, mit Aalen, Wassergeflügel, Binsenkörben, Matten und Lampendochten von Schilf.

Auf den Ebenen von Thessalien gibt es große Pflanzungen von Maulbeerbäumen für die Seidenwürmer, auf deren Pflege man viel Sorgfalt wendet. Morea aber — dessen heutigen Nahmen man von den Maulbeeren ableitet — ist berühmt wegen seiner vortrefflichen Seide, und alles, was uns die Alten von der Fruchtbarkeit von Messenien erzählen, gilt noch jetzt von allen Erzeugnissen, besonders von Korn, Wein und Feigen. Der Waizen soll hier das dreißigste Korn und zwei Ernten jährlich geben. Die Pflanzungen werden oft mit dem indischen Feigenbaum (cactus) eingehägt, dessen dornige Häute eine undurchdringliche Hecke bilden. Aber bei aller Fruchtbarkeit von Morea, sind die Bewohner elend. „Ein Gesicht, von Sorgen gefurchet, sagt Sibthorp, ein Körper, durch harte Arbeit und sparsame Nahrung abgemagert — das ist ein Bild des heutigen Arkadiens. Eine Anzahl hungriger Türken, die unter ihnen wohnen, das Ungeziefer vom Hofe des Pascha, unterdrückt das unglückliche Volk, welches nur dazu bestimmt zu sein scheint, den trägen Gebietern Nahrung zu schaffen.“ Doch scheint diese

Schilderung nur auf die Ackerbauer in der Umgegend von Städten zu passen, da uns ein andrer Beobachter, Haygarth, die ländlichen Hirten in diesem Theile des Landes ganz anders beschreibt. „Alles, sagt er, zeigt uns ein Bild hirtlicher Ruhe. Die Landleute, in ihrer mahlerischen Tracht, mit dem bunten Turban, in der leinenen Jacke und dem schneeweißen Unterrocke, mit dem hölzernen Hirtenstabe in der Hand, folgten friedlich ihren zahlreichen Heerden von Ziegen und Schafen, oder bewachten sie auf der Weide, unter dem Schatten eines alten Baumes liegend, und bliesen auf ihrer Rohrpfeife die rauhen Sangweisen ihrer Heimath. Solche Erscheinungen erinnerten mich lebhaft an die Stellen der Dichter, welche Arkadia's Schönheiten gerühmt haben, und ich sah bei jedem Schritte, daß man es mit Recht zur Heimath ländlicher Glückseligkeit gemacht hatte."

Baumwolle wird allgemein gebaut. Die Ebenen von Trikala in Thessalien sollen allein 600,000 Pfund liefern. Die Abhänge der Hügel, besonders in der Nähe von Städten oder großen Dörfern, sind mit Reben und Oehlbäumen bepflanzt. Feigen und Pomeranzen findet man überall und in Ueberfluß. Dem Anbau des Feigenbaumes wird besondre Sorgfalt gewidmet. Die Blüten des wilden Feigenbaumes (ερινος) werden noch immer zur

Fortpflanzung (Caprification) der veredelten Feigenbäume in verschiedenen Theilen von Griechenland gebraucht. „In Athen, sagt Hawkins, nimmt man die wilden Feigen im Junius, wenn sich das Insekt darin zeigt, zieht einige auf eine Schnur, und hängt sie über die Zweige des veredelten Feigenbaumes, in der Meinung, daß die Frucht sonst abfallen werde."

Die Felder sind in Griechenland gewöhnlich offen, nur in einigen Gegenden mit der oben erwähnten Cactus-Art eingehägt und zuweilen durch Graben abgesondert. Der Pflug ist einfach und roh. Räderfuhrwerk aller Art kennt man im südlichen Griechenlande nicht; in Thessalien aber hat man eine Art von Karren, den Haygarth echt homerisch nennt. Dieses Fuhrwerk hat zwei Räder, wovon jedes aus einem einzigen Stücke Holz besteht, ist hinten offen und hat vorn eine Stange, woran man zwei Ochsen spannt. Ein großer Theil des Bodens wird als Weide für Schafe, Ziegen und Pferde benutzt. Kühe werden wenig geachtet, ausser zur Zucht der Ochsen; ihre Milch wird nicht benutzt, und die Milch der Ziegen und Schafe nur gebraucht, um elenden salzigen Käse und ein wenig schlechte Butter zu machen.

Griechenland ist ein Weinland. Sibthorp

zählt neun und dreissig verschiedene Traubenarten, die zu Wein benutzten Johannisbeeren nicht gerechnet; aber keiner von allen, aus jenen Trauben bereiteten Weinen kann gut genannt werden, ausgenommen der Wein einiger wenigen Inseln des Archipelagus. Die Neugriechen mischen, nach dem Beispiele ihrer Vorfahren, Terpentin von einer besondern Föhrenart (Pinus maritima) mit allen ihren Weinen; ein Gebrauch, der nach Lord Aberdéen's Meinung Anlaß gegeben haben kann, den Tannzapfen auf dem Thyrsusstabe mit der Verehrung des Bachus in Verbindung zu bringen. *) Jener Baum ist einer der nützlichsten in Griechenland, und dient nicht nur dazu, die Weine gegen Säure zu bewahren, sondern gibt auch, nebst der Pinienföhre, (Pinus pinea) Theer und Pech zum Gebrauch für Seeleute und in der Hauswirthschaft. Die harzigen Theile dienen, in kleine Stücke geschnitten, als Lichter, die Zapfen werden in Weingefäße gethan, das Holz wird zum Bauen gebraucht und die Rinde zum Gerben.

Den reichsten Ertrag in Attika geben die Oehlbäume, und die Oliven dieser Landschaft sind die besten in der Welt. Griechenland besitzt nicht weni=

---

*) Sieh Walpole's Sammlung.

ger als acht bis zehn verschiedene Arten jenes Baumes. Die zum Essen bestimmten Oliven werden in Salzwasser, in Oehl und Weinessig, oder in eingedicktem Most aufbewahrt. Aus dem Ueberreste wird Oehl gepreßt, und zwar jährlich gegen 30000 Gallonen. *) Die Ebene von Athen hat, ausser dem Oehlbaume, sehr wenig Bäume, doch ist diese dünne Bewaldung keineswegs eine allgemeine Eigenheit Griechenlands.

Der Hymettus **) ist seit undenklichen Zeiten wegen seines trefflichen Honigs berühmt, der noch immer so sehr geschätzt wird, daß jährlich Geschenke davon nach Konstantinopel gehen. Die Satureia capitata (Pfefferkraut) und die Satureia Thymbra sind die Lieblingspflanzen der Bienen, und ihnen verdankt der Honig von Hymettus seine Berühmtheit. Fourmont, dem man freilich nicht unbedingt trauen darf, behauptet, der Honig von Hymettus wirke wie Wein, und Chandler ***)

*) Ein Gallon hält ungefähr 230 französische Kubikzoll.

**) Der neuere seltsam verderbte Nahme ist Τρελλοβουνα d. i. der tolle Berg. Von Hymettus machten die Venediger monte Imetto, woraus durch verderbte Aussprache monte matto wurde, und dieß gab, in's Romaik zurück übersetzt, den heutigen Nahmen.

***) Travels into Greece — Oxford 1776. 4. Teutsch (von Boje und Voß) Leipzig 1777. 8. Ein schätzbares Werk.

sagt, der Geruch desselben halte die Fliegen davon ab. Die Athener lieben den Honig sehr, nehmen ihn fast zu allen Gerichten, und glauben, wie ihre Vorfahren, daß er die Gesundheit und Lebenskraft erhalte.

Die Berge Griechenlands, größtentheils Kalkgebirge, zeigen nichts Großartiges, oder Mahlerisches in ihrer Gestalt; viele von ihnen aber sind gut bewaldet und liefern Nutzholz in Ueberfluß zum Schiff- und Häuserbau. Wenige Länder haben einen erlesenern Reichthum von schön blühenden Gesträuchen. Der Lorberbaum (Laurus nobilis, Δάφνη) dessen Beeren den Griechen ein wohlriechendes Oehl zum Salben der Haare geben, faßt den Rand jedes Hügels ein. Der Oleander (Nerium Oleander, πικροδάφνη) grünt an den Ufern des Ilyssus und jedes Bergstroms; die Blüten desselben dienen zum Schmucke des Haares und mit den Zweigen bedeckt man in Athen den Bazar. *) Die Bärentraube (Arbutus unedo, κουμαρια) ist häufig auf den pentelischen Gebirgen. Die Frucht des Baumes wird als Leckerbissen geschätzt, und aus dem Holze die griechische Hirtenflöte (φλόγερα) gemacht. In Zante zieht man ein geistiges Wasser und einen

*) Marktplatz.

goldgelben Essig daraus. Die Wurzelbärentraube (Arbutus andrachne) wächst überall häufig. Keuschlamm (vitex agnus castus, καναπίττα) der stete Gefährte des Oleander, schmückt die Ufer des Ilyssus und die Ränder der Bergströme. Aus den Zweigen macht man Körbe und Bienenstöcke, und die Blätter geben eine gelbe Farbe. Die Alten glaubten, daß Reisende, wenn sie einen Zweig oder eine Gerte vom Agnus castus in der Hand hätten, keine Müdigkeit empfänden, und noch glauben es die heutigen Griechen. Die Cistrose (cystus creticus) gibt das Ladanum, eine würzhafte Substanz, deren Duft man für ein Schutzmittel gegen die Pest hält. Die Mastix-Pistazie (pistachia Lentiscus) gibt den Mastix, und die Asche des Holzes wird zum Seifensieden gebraucht. Die gemeine Mirte und die vielblumige Heide findet man überall auf den Hügeln. Der Epheu (Hedera helix) hängt wie ein Vorhang in den mahlerischen Marmorhöhlen von Pentele, wo auch die schöne baumartige Salbei (Salvia arborea) wild wächst. Der wilde Oehlbaum, die Steinlinde (Phillyrea) und der Carob-Baum (Johannisbrodbaum) die blühende Aesche und die Eschwurzel (Fraxionella) die Peltsche (Coronilla) die Blasenschote (Colutea)

und der spanische Ginster (Genista Florida) schmücken die Abhänge der Berge.

Die meisten griechischen Pflanzen, Nutz- oder Ziergewächse, haben noch immer ihre alten Nahmen, mehr oder minder unverderbt, beibehalten. „Als ich mit einem Hirtenknaben — sagt Sibthorp *) in der Erzählung von seiner Besteigung des Parnassus — Kräuter suchte, setzte mich mein kleiner Führer durch die Nahmen, die er den Pflanzen gab, nicht wenig in Erstaunen; ich erkannte die, bei Dioskorides und Theophrastus vorkommenden Nahmen wieder, wiewohl etwas verderbt durch die Aussprache, und durch den Einfluß der Zeit, die seit jenen Naturforschern verflossen ist, viele aber waren unverstümmelt, und die Angabe ihrer Tugenden hatte sich durch mündliche Ueberlieferung treulich fortgepflanzt.“

Das Klima, der Boden und die verschiedenen Erzeugnisse Griechenlands sind im Allgemeinen vorzüglicher, als in den meisten andern europäischen Ländern von gleichem Umfange, die Bewohner aber keineswegs in der Lage, die von der Natur ihrem Lande verliehenen Vortheile völlig benutzen zu können, und sie vernachlässigen selbst diejenigen, die ihnen

*) In Walpole's memoirs.

nahe liegen. Sie könnten, unter andern, große Vortheile von ihrer ausgedehnten Seeküste ziehen, wo es eine Menge von trefflichen Fischen gibt, besonders Makrelen, Zungenschollen, Steinbutten, Barben, auch Hummern, Austern und Kammmuscheln; aber die Griechen sind, wie vermuthlich auch ihre Vorfahren, sehr ungeschickte Fischer. Man sollte glauben, daß die große Menge ihrer Fasttage, welche mehr als die Hälfte des Jahres ausmachen, ihnen wenigstens Aufmunterung, wenn auch nicht Geschicklichkeit, in ihrem Gewerbe geben könnte; in der strengsten Fastenzeit sind jedoch selbst frische Fische verboten, und man zieht immer gesalzenen Stockfisch und Kaviar vor, die man von Fremden kauft.

Die kleinen Städte und Dörfer, welche in den Thälern und auf den Abhängen des Pindusgebirges und dessen zahlreichen Zweigen zerstreut sind, gehören zu den merkwürdigsten Theilen des griechischen Hochlandes. Die Bewohner sind ein Gemisch von Griechen, Albaniern und Wallachen und meist Christen. Unter ihnen sind die Blaki, (wahrscheinlich aus der Wallachei) nach Hollands Berichte, ein kühnes, regsames Volk, regelmäßig in ihrer Lebensweise und minder wild, als die Albanier. Während der Sommermonate wohnen sie mit ihren Heerden auf dem

Pindusgebirge, und im Winter verbreiten sie sich auf den Ebenen, wo sie Zelte und Hütten aufschlagen. Holland beschreibt *) uns folgendermaßen einen Schwarm dieser wandernden Hirten: Der Reiterschwarm, durch welchen wir kamen, war wenigstens zwei (englische) Meilen lang, und nur selten unterbrochen. Die Auswanderer hatten über tausend Pferde bei sich, die hauptsächlich dazu bestimmt waren, die tragbaren Wohnungen und die bewegliche Habe des Stammes fortzuschaffen. Alles dieß war ungemein nett und gleichförmig gepackt. Die kleinern Kinder waren auf verschiedene Weise auf dem Gepäcke angebracht; Männer, Weiber und ältere Kinder aber gingen meist zu Fuße. Alle ein gesunder, kräftiger Menschenschlag, aber ihre Lebensweise war in ihrem wilden, rauhen Aeussern stark ausgedruckt. Die meisten Männer trugen weiße Kleider von grobem Wollenzeuge; der Anzug der Weiber war von demselben Stoffe, aber bunter, und gewöhnlich auf der Brust mit Borten verziert. Die Unterröcke der Weiber reichten kaum bis unter die Kniee, und ließen fast die ganze Länge der Strümpfe sehen, die von vielfarbiger Wolle, roth, hochgelb, weiß und mattgelb waren. Fast alle junge Weiber

*) Im angeführten Werke, S. 132.

und Kinder trugen auf dem Kopfe einen Kranz, der aus Piastern, Paras, und andern zusammengereihten Silbermünzen bestand, und zuweilen in mehren Reihen über einander gehängt war, und eine Art von Mütze bildete. Auch an andere Theile des Anzugs werden solche Münzen gehängt, und zuweilen auch wohl geschmackvoll angebracht. Zwei Priester der griechischen Kirche waren bei den Ausgewanderten und schlossen den langen Zug."

Die zahlreichen Busen, Baien und Häfen, an den Küsten des griechischen Westlandes, geben der Schiffahrt Bequemlichkeit und Sicherheit Die Umstände, worin sich Europa in neuern Zeiten befand, waren dem Handel Griechenlands günstig, und viele seiner Hafenstädte gelangten zu einem Wohlstande, wovon man seit der Eroberung durch Muhamed II. nichts ähnliches gesehen hatte. Die Stadt Salonichi, am Ende des gleichnahmigen Busens, wurde die Niederlage englischer Schiffladungen von Kaffee, Zucker, Indigo, Baumwollengarn und verschiedenen andern Waaren, die von hier zu Lande bis tief in's Binnenland von Europa gebracht wurden. Zuweilen gingen Züge von tausend Pferden auf einmal mit Waaren von Salonichi ab.

Livadia treibt eineu ansehnlichen Ausfuhr-Handel, besonders durch den Meerbusen von Ko-

rinth, mit verschiedenen Getreidearten, Hülsenfrüchten, Baumwolle, Wolle, Honig. Die Kaufleute sind reiche Griechen, von welchen viele sehr prächtig leben, von zahlreichen Dienern umringt, und in prunkvoll eingerichteten Häusern wohnen. Da Ali Pascha in Livadia nur als Derveni-Pascha (d. i. Hüter der Pässe, Grenzhüter) zu befehlen hat, so ist seine Gewalt hier weit mehr eingeschränkt, als in Albanien, oder Thessalien.

Die heutigen Griechen haben, bei ihrem Hange zu thätigen und unternehmenden Anstrengungen, eine große Neigung zum Handel. Dieser Hang war besonders auffallend in dem schnellen Wachsthum einer kleinen Ansiedlung, die auf dem öden Felsen von Hydra gegründet ward. „Diese kleine Insel, unweit der Mündung des Busens von Argolis, sagt Holland *) ist in neuern Zeiten wegen des Umfangs und der Wichtigkeit ihres Handels merkwürdig geworden. Sie hat nur wenige (englische) Meilen im Umfange, eine so felsige Oberfläche, daß kaum gewöhnliche Pflanzen gedeihen, und kaum andres Wasser, als was in Behältern aufgefangen wird. Hier leben jetzt über 25,000 thätige und reiche Menschen, die gegen 300 Handelsschiffe besitzen, wo-

*) Seite 202.

von viele von ansehnlichem Tonnengehalte und wohl bewaffnet sind. Ich habe gehört, und darf der Angabe glauben, daß ein Kaufmann in Hydra lebt, der sich ein Vermögen von einer Million Thalern erworben hat, und viele andre gleichfalls ansehnliche Summen im Handel haben."

Ein bedeutender und immer zunehmender Handel wird in den jonischen Inseln getrieben. Ihre Ausfuhr besteht hauptsächlich in Oehl, Wein und Korinthen. Von dem letzt genannten Erzeugnisse führt Zante, meist nach England, 7,000,000 Pfund aus, von Oehl 60,000 Tonnen, und 4000 Faß Wein; Cephalonia ungefähr eben so viel. Die vermischten Bewohner dieser Inseln schildert man als lebhaft und scharfsinnig, als schlau und thätig im Geschäftsverkehr, lärmend, geschwätzig und wortreich in ihrem Benehmen, zu Streit und Ränken geneigt. Von den verdorbenen Sitten und den Lastern der Venediger angesteckt, die mit Verbrechen handelten und dem Meistbietenden Straflosigkeit verkauften, waren sie, in Hinsicht auf Sittlichkeit und Religion, in tiefen Verfall gerathen. Mordthaten geschahen häufig, und der ganze gesellschaftliche Zustand, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, war verderbt und verwildert. Englische Berichte versichern uns, daß der Zustand der Bewohner sich seit der letz-

ten Staatsveränderung verbessert habe; die Parteiungen sollen unterdrückt, wo nicht gar völlig ausgetilgt sein, die Gesetze treu und strenge vollzogen werden und Mordthaten selten vorkommen.

Die Griechen auf dem Vestlande haben mehr, als die Inselbewohner, ihre ursprüngliche Eigenheit bewahrt. Man findet darin noch immer so viele Verschiedenheiten, als in irgend einem Zeitpunkte ihrer Geschichte. Andre Verschiedenheiten entspringen aus der Vermischung mit römischem, gothischem, catalonischem, venedischem und türkischem Blute. Will man die Sinnesart der Griechen richtig beurtheilen, so muß man das Volk im Einzelnen betrachten und zugleich alles Mögliche zu ihren Gunsten auslegen, da sie unter türkischem Einfluße stehen, und ihr Betragen in nicht gewöhnlichem Grade durch die persönliche Eigenheit des Pascha's oder Aga's, der sie beherrscht, bestimmt wird. Auf dem griechischen Vestlande, mit Ausnahme von Megaris, Attika und Morea, ist der Einfluß des Ali Pascha und seiner Söhne vorherrschend, und, wie wir gesehen haben, ist er jetzt der Pforte zu mächtig geworden. D. Holland schildert ihn als einen Mann von schneller Fassung, scharfer Beobachtung, Kraft und Vestigkeit im Handeln, verbunden mit einer seltenen Hinterlist, einer unversöhnlichen Rach-

sucht und einer gänzlichen Verachtung aller Grundsätze, die der regen Ehrsucht widerstreiten, welche die Haupttriebfeder seines Gemüthes ist. In hohem Grade besitzt er die Kunst, durch ein offenes, mildes, ja freundliches Benehmen zu bezaubern. Der genannte Reisende erhellet aber das finstere Gemählde, das er von Ali gibt, durch einige Lichter. „Einen Beweis seines ausgezeichneten Verstandes, sagt Holland, findet man auch darin, daß er von volksthümlichen und religiösen Vorurtheilen freier ist, als man es gewöhnlich bei türkischen Machthabern findet. Er hat verschiedene nützliche Erfindungen gebildeter Völker mit Eifer in seinem Gebiete eingeführt, zahlreiche Räuberbanden zerstört, welche die friedlichen Bewohner des Landes bedrängten, Straßen anlegen, Brücken bauen und Verbesserungen im Ackerbau einführen lassen. Dieses rühmliche Streben hat mit dem Schrecken, das seine Verwaltung einflößt, Ehrfurcht verbunden, und selbst diejenigen, welche, ausser dem Bereiche seines mächtigen Armes, ihren Haß gegen seine Willkühr aussprechen dürfen, müssen eingestehen, daß Albanien unter seiner alleinigen strengen Herrschaft mehr Glück und Wohlstand genießt, als zu der Zeit, wo es unter zahlreichen Häuptlingen getheilt und durch stete Kriege gequält war. Mit dieser Meinung ist keinesweges eine Billigung

der Grundsätze der Willkührherrschaft verbunden. Die Geschichte aber bewahrt uns die Erfahrung auf, daß ein einziger Zwingherr dem Glücke eines Volkes minder nachtheilig ist, als Zwingherrschaft, unter Viele getheilt, und der Weßir von Albanien ist nur dadurch selber ein Gewaltherrscher geworden, weil er zahlreiche Zwingherren vernichtet hat, die früher das zerrüttete und getheilte Land ausplünderten."

Die Gebirgbewohner von Albanien hat man immer als tapfer, entschlossen, unternehmend und unermüdet geschildert. Aus ihnen hat Ali Pascha seine treueste Leibwache, seine beßten Krieger genommen. „Der albanische Bauer oder Kriegsmann — Wörter, die man in diesem Lande immer für gleichbedeutend nimmt — zeigt sich hier ganz in seiner volkthümlichen Eigenheit und Tracht, sagt D. Holland. *) Meist kräftige Gestalten, deren Züge verrathen, daß diese Männer noch nicht zu sklavischer Geschmeidigkeit sich gebeugt haben; dabei ein eigener Stolz im Gang und Benehmen, und eine Tracht, welche die ganze Gestalt auffallender und mahlerischer macht, als Alles, was ich je gesehen habe. Für ein Auge, das sich noch nicht gewöhnt hatte, kleine Ver-

*) Seite 98 ff.

schiedenheiten zu bemerken, wo Alles neu war und Ehrfurcht gebot, war das Auffallendste in dieser Tracht der lose über die Schultern fallende, hinten bis auf die Kniee hinab reichende, Mantel von grobem braunem Wollenzeuge, mit einem Saume von rothen Fäden; die beiden Westen, wovon die äussere offen, zuweilen von grünem oder purpurfarbigem Sammet ist und bis auf die Hüften reicht, die innere aber in der Mitte mit Borten besetzt und reich verziert ist; eine breite Schärpe oder ein Wehrgehenke um die Hüften, worin eine Muskete, oder zuweilen auch deren zwei, und ein großes Messer getragen werden; die Schäfte dieser Gewehre oft sehr lang, und künstlich mit Silber verziert; ein grobes Baumwollenhemd, das unter dem Gürtel hervor kommt, bis ein wenig unter die Kniee hinab reicht, beinahe dem schottischen Schurz ähnlich, und die baumwollenen weiten Hosen bedeckt; der lange Säbel; die kreisförmigen Schienen von Metall, welche Kniee und Knöchel beschützen; die bunten Strümpfe und Sandalen; die kleine rothe Mütze, die gerade nur den Scheitel bedeckt, und unter welcher das Haar üppig nach hinten fällt, während es vorne so kahl geschoren ist, daß Vorderhaupt und Schläfe ganz entblößt sind. Dazu kommt der Obermantel, eines der auffallendsten Stücke der Albaniertracht, ein grobes,

zottiges, wollenes Gewand, mit offenen Aermeln und mit einem viereckigen Lappen hinten, der zuweilen als Kappe dient, nicht selten von grauer oder weißer Farbe; einer über den Rücken geworfenen Ziegenhaut nicht unähnlich. Ich wage es nicht, zu entscheiden, ob dieß das Sagum der Alten sei, aber ohne Zweifel hat der Anzug des Albaniers viel Aehnlichkeit mit der Tracht des griechischen und römischen Soldaten. In ihren Außenlinien gleicht diese Volkstracht keiner andern so sehr, als der Tracht der sardinischen Bauern. Die Vergleichung fällt aber ganz zum Vortheile des Albaniers aus, und der halb nackte Sarde, wie man ihn in den Straßen von Cagliari sieht, ist nur ein schwaches Abbild der stolzen Gestalten, die das Schloß des Ali Pascha bewachen."

Den Albaniern im nördlichen Griechenlande sehr ähnlich, sind die Mainoten auf der südlichen Spitze von Morea. Dieses Volk, das man für die Abkömmlinge der alten Spartaner hält, war so kühn und entschlossen auf dem Meere, als die Epiroten auf dem Lande; in den neuesten Zeiten aber sind ihre Seeräubereien durch Gewöhnung an friedliche Betriebsamkeit und durch den zunehmenden Handel sehr beschränkt worden. Als der Franzose

Guilletiere *) im Jahre 1669 Griechenland bereisete, war es unsicher für Schiffe, sich dem südlichen Vorgebirge von Maina zu nähern. Reihen von Felsengrotten an der Küste dienten den Mönchen oder Priestern als Zellen und Einsiedeleien, wo sie, immer auf der Lauer, bei der Annäherung von Schiffen, ein Zeichen gaben, und zur Belohnung den Zehnten der Beute zum Vortheile der Kirche erhielten. Türken und Christen wurden ohne Unterschied gefangen und als Sklaven verkauft, die Türken an Christen, und die Christen an Türken; ja sie raubten und verkauften sogar einander selbst. Jener Reisende berichtet einen lustigen Vorfall, der sich zwei Tage vor seiner Ankunft an der Küste ereignete. Zwei Seeräuber zankten sich über die Beute eines geraubten Schiffes aus Venedig, und einer von ihnen ersah die Gelegenheit, seines Freundes Weib zu rauben, um sie dem Hauptmanne eines Raubschiffes aus Malta zu verkaufen, das eben auf der Rhede lag. Der Schiffhauptmann fand den Preis zu hoch und versicherte dem Verkäufer, er habe so eben eine weit hübschere Frau für die Hälfte des ge-

*) Lacedémone antique et nouvelle, où l'on voit les moeurs et les coustumes des Grecs modernes, des Mahometans et des Juifs — Paris 1676, 2 Bde. 12.

foderten Geldes gekauft, und wollte ihn selber urtheilen lassen. Die Frau ward herbei geholt, und der Mainote sah zu seinem größten Erstaunen seine eigene Frau, da sein Mitbruder ihm den Vorsprung abgewonnen hatte. Nichts blieb nun übrig, als dem Hauptmann auch die andre Frau für sein Gebot zu überlassen, und die beiden Ehemänner hielten es für das Beßte, sich zu vertragen, und ihre Bemühungen zur Wiedererlangung ihrer Weiber zu vereinigen, um nicht für immer ein Gegenstand des Spottes ihrer Landsleute zu werden.

Nur sehr wenige Reisende haben sich unter die Mainoten gewagt; aber das Schrecken, welches dieses Volk einflößt, scheint mehr eingebildet, als gegründet, und aus ihrem tiefgewurzelten Hasse gegen die Türken entstanden zu sein. Sibthorp und Morrit, die im Jahre 1795 durch das Gebiet von Maina zogen, fanden die Gemüthsart der Bewohner den gewöhnlichen Schilderungen gerade entgegengesetzt. Ueberall wurden sie mit Aufmerksamkeit und Freundlichkeit behandelt. Sie hatten Ursache zu glauben, daß die Freundschaft der Mainoten unverbrüchlich sei, wie verrätherisch und grausam auch ihre Feindseligkeit sein möge, und daß ein Fremder in ihrer Mitte ein eben so heilig geachtetes Gastrecht genieße, als unter den Arabern. Jeder Häuptling

empfing die Reisenden mit ausgezeichneten Beweisen von Wohlwollen und Gastfreundschaft, geleitete sie bei der Abreise jedesmal sicher zu dem nächsten Häuptlinge, und Alle wünschten so eifrig, die Fremden zu bewirthen, daß die beiden Reisenden sahen, man würde es für eine Beleidigung halten, wenn sie einen Häuptling vorüber gehen wollten, ohne ihm einen Besuch zu machen.

Diese sehr zahlreichen Häuptlinge der Mainoten wohnen in viereckigen, stark bevestigten Thürmen. In der Ausübung ihrer Gewalt gleichen sie, in mancher Hinsicht, den Häuptern der ehemaligen Clane im schottischen Hochland. Sie liegen häufig in Fehden mit einander. Zu Hause sind sie Richter ihres Stammes, im Felde seine Kriegsführer. Der mächtigste Häuptling hat den Titel Bej. Er unterhandelt mit den Türken über die jährliche Abgabe; denn kein Türke darf in irgend einem Theile des Gebietes von Maina wohnen. „Hier, sagt Sibthorp, scheint die Natur des Menschen ihre aufrechte Gestalt wieder anzunehmen, und wir sahen nichts mehr von der Knechtsgestalt des Gemüthes und des Leibes, wodurch die, von den Türken unterjochten Griechen sich auszeichnen.“ Jeder Mann trägt seine Kugelbüchse, und jede Frau wird in den Waffen geübt. Bei jedem Dorfe ist ein Freiplatz, wo die Knaben

sich mit Schilden üben, und selbst die Mädchen und ältern Frauen nehmen Theil an diesen kriegerischen Belustigungen. Nach diesen Uebungen folgen immer Tänze auf dem Rasenplatze. Leicht und gewandt sind die Gestalten der Weiber und ihre Züge reizend. Die Männer scheinen für diese Vorzüge nicht unempfänglich zu sein. Der Häuptling erzählte den Reisenden, die Weiber hätten nicht selten ihre Väter und Brüder in den Krieg begleitet, und immer wären die Männer desto eifriger gewesen, sich vor den Augen ihrer Kampfgenossinnen auszuzeichnen.

Ein anderer, nicht minder volkthümlicher Zug der Mainoten ist der offene, trauliche Umgang, der zwischen beiden Geschlechtern zu herrschen scheint. Die Weiber sind hier die Vertrauten ihrer Männer und nehmen Theil an der Erziehung der Kinder und an der Führung des Hauswesens. Kurz, sie genießen völlige Freiheit, und scheinen derselben nicht unwürdig zu sein. Beispiele ehelicher Untreue sollen sehr selten vorkommen. Ein armer teutscher Fiedler, der ein Jahr vor jenen Reisenden in Maina gewesen war, hatte ein hübsches Mädchen durch eine Beleidigung ihrer Keuschheit so heftig aufgebracht, daß sie ihr Pistol zog, und ihn auf der Stelle niederschoß.

Maina ist sehr volkreich. Die Inwohner be-

kennen sich zum griechischen Glauben. Ihre Kirchen sind zahlreich, reinlich und werden häufig besucht. Der Boden ist im Ganzen unfruchtbar und steinig; aber die Erde, welche durch Regen und Gießbäche von den höhern Gegenden herab geschwemmt wird, weiß der unermüdete Fleiß der Bewohner auf unzähligen künstlichen Ebenen und Erhöhungen vest zu halten. Diese Terrassen sind mit Korn, Mais, Oehlbäumen und Maulbeerbäumen bedeckt, die aus dem Felsen selbst hervor zu sproßen scheinen. Meist auf allen Hügeln sieht man Bienenstöcke, deren Honig fast dem hymettischen gleicht, nur von besserer Farbe ist. Das Weideland in der Umgegend des Gythion ist noch immer wegen seiner Käse berühmt, die zu den Zeiten der alten Spartaner im übrigen Griechenland sehr geschätzt waren. *)

Man irret sich, wenn man glaubt, daß man in Athen den heutigen Griechen in seiner echten Gestalt finde. Nach den Berichten der Reisenden sind die Männer in dieser berühmten Stadt weniger sittlich, und die Frauen häßlicher, als in den übrigen griechischen Städten. Die Inwohner theilen sich noch immer, wie vor Alters, in vier Klassen: Landbauer, Gewerbleute, Krieger und Priester. Zur er=

*) Morrit in Walpole's Memoirs.

sten Klasse gehören die Albanier; die Griechen beschäftigen sich mit Handel und Handwerken, die Türken bewachen die Stadt und rauchen, die Priester thun nichts.

Die meisten frühern Reisenden schildern die Athener als ein sehr verschlagenes Volk, und ein altes Sprichwort stellt die geringere Volksklasse in Attika in eine Reihe mit den Juden in Salonichi und den Türken in Negropont. Es scheint jetzt nicht viel besser zu sein. „Lieber Herr, sprach, mit lustiger Ernsthaftigkeit, ein französischer Kaufmann, Nahmens Roque, zu Lord Byron: es ist noch immer dasselbe Gesindel, wie in den Tagen des Themistokles." Flüchtig absprechende Meinungen der Art sind allerdings nicht viel werth. Spon, ein gesetzter, verständiger Mann, der viel Verkehr mit den Griechen hatte, beschreibt *) sie als betriebsam, mäßig lebend, keusch, und geduldig unter dem Drucke; aber neben diesen guten Eigenschaften sind die schlechten noch ziemlich dieselben, die Themistokles ihren Vorfahren zuschrieb: Eitelkeit, Ziererei, Unbeständigkeit, Gewinnsucht, Neuerungluſt und Hang zur Wortbrüchigkeit. Wenn Mangel an Wahrhaftigkeit, wie fast alle Schriftsteller behaupten, den

*) In dem angeführten Werke.

Griechen in allen Zeitaltern vorgeworfen werden konnte, so kann man eine Veredlung in dieser Hinsicht unter den jetzigen Umständen kaum erwarten. „Ihr Leben, sagt Lord Byron, *) ist ein Kampf gegen Wahrheit, und sie sind lasterhaft, um sich zu vertheidigen. Sie sind an wohlwollende Behandlung so wenig gewohnt, daß sie, wenn man ihnen zuweilen so etwas zeigt, argwöhnisch werden, wie ein oft geschlagener Hund nach unsern Fingern schnappt, wenn wir ihn liebkosen wollen.“

Einen guten Zug des heutigen Volkstammes darf man nicht übersehen. Die Priester, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, empfangen den Fremdling mit offenen Armen in ihren Wohnungen; der Bauer ist stets bereit, seine ärmliche Wohnung und seine grobe Kost mit ihm zu theilen; und die Thüre des reichen Kaufmannes ist dem Europäer von anständigem Aeusseren nie verschlossen. „Der Reisende ist in Attika, sagt Dodwell, **) ganz sicher; die Inwohner sind gütig und gastfreundlich gegen Fremde, und nie habe ich Unhöflichkeiten, oder Erpressungen erfahren. Die alterthümliche Gastfreiheit, die den

*) Anmerkungen zu Child Harold.

**) In seiner Classical and topographical Tour through Greece. (übers. von Sickler, Meiningen 1821.)

Griechen so heilig war, wird zum Theil noch ausgeübt. Der Reisende, der zum Zweitenmal durch eine Gegend kömmt, kann denjenigen, der ihn früher gütig aufgenommen, nicht empfindlicher beleidigen, als wenn er nicht wieder bei dem Gastfreunde einkehrt." Die Protogeroi, oder Primaten, sind verpflichtet, auf die Bedürfnisse der Reisenden zu achten, und sie entweder in ihren eigenen Wohnungen zu empfangen, was gewöhnlich geschieht, oder ihnen Herberge und Bewirthung unter den billigsten Bedingungen zu verschaffen.

Jeder biedre Reisende, der Gelegenheit gehabt hat, mit den Griechen umzugehen, wird gern bekennen, daß die höhern Klassen ihre jetzige Herabwürdigung tief empfinden, und nicht ohne Begeisterung und Verehrung an ihre alten Helden, an ihre Dichter, Weisen und Staatsmänner denken, die jedem Volke Ehre bringen würden. Es würde ungerecht sein, wenn man das Volksgefühl nach denjenigen beurtheilen wollte, welche, wie Douglas *) uns erzählt, nach wilden Ausrufungen des Mitleids mit ihrem Vaterlande und des Hasses gegen dessen Unterdrücker, an den Ränken in dem Vorzimmer eines Woiwoden **) Theil nehmen, und ein arm-

*) Im angeführten Werke.
**) Der türkische Abgabenpachter eines Bezirks.

seliges Aemtchen in seinem Haushalt durch die schwärzesten Verläumdungen gegen ihre Mitsklaven erkaufen. D. Holland, den man in vielen Hinsichten für einen verständigern Beurtheiler der Gemüthsart der Griechen halten muß, als Douglas, gibt uns viele glänzende Beispiele einer Denkart und eines Benehmens, die das Gegentheil von dem Betragen jener ränkevollen Menschen in Athen sind. Wenn Vellara, einer der Aerzte des Veli Pascha zu Larissa, über seinen Lieblingsgegenstand, die Befreiung seiner Landsleute, sprach, zeigte er, wie Holland uns erzählt, eine vertraute Bekanntschaft mit den alten Schriftstellern, eine kräftige Begeisterung für die alte Herrlichkeit seines Landes, und blickte er von diesen Gegenständen zuweilen auf den herabgewürdigten Zustand Griechenlands, so geschah es mit einem Tone, worin Schwermuth und Spott verschmolzen waren, einem Tone, der das Gemüth des Mannes enthüllte, und nicht übel zu dem Gegenstande paßte.

Die Sinnesart eines Volkes erhält stets seine Hauptrichtung durch den Glauben, wozu es sich bekennt. Alle Griechen, mit Ausnahme der Albanier, die sich bei Ali Pascha haben anwerben lassen, sind Christen. Die Reinheit der christlichen Lehre hat

freilich gelitten und ihre Einfachheit ist entstellt worden durch vielerlei heidnischen Aberglauben, den eingewurzelte Vorurtheile auf die christlichen Gebräuche geimpft haben. Es wäre auch vielleicht wohl zu viel verlangt, daß ein Volk, welchem jede Stelle seines Vaterlandes etwas Geweihtes hat, auf einmal jene heiligen Zufluchtörter verlassen sollte, die ihm durch so viele Erinnerungen an alte Herrlichkeit theuer sind. Es war sehr natürlich, daß in den ersten Zeiten des Christenthums Kirchen aus den Trümmern heidnischer Tempel erstanden, und gemahlte Heiligen die Stelle marmorner Götterbilder einnahmen; daß jeder Hügel, jeder Hain, jede Quelle, jede Höhle ein eigenes Kapellchen erhielt, und wirklich sind viele von ihnen bis auf den heutigen Tag, Zufluchtörter des Aberglaubens, wo man bei gewissen Gelegenheiten dem Schutzheiligen Weihopfer darbringt, um ein drohendes Uebel abzuwenden, oder ein gehofftes Gut sich zu sichern. In dieser Hinsicht sind die heutigen Griechen ganz den Alten gleich. Sie beobachten mit der größten Gewissenhaftigkeit die eingeführten Gebräuche ihres Glaubens. „Ein Grieche, sagt Douglas, hat entweder einen Festtag, oder einen Fasttag, und ein Schwarm, den ich einst unter freiem Himmel vor der Burg auf der Insel Zante zweihundert Schafe braten sah, hätte mich auf den Gedanken

bringen können, daß dem Jupiter, und nicht der Panagia *) der Tag geweiht sei."

Es würde gut für die Griechen sein, selbst so lange das türkische Joch sie drückt, wenn eine Verbesserung in ihren kirchlichen Einrichtungen statt fände. Die Zahl der Fasttage und Feste nimmt drei Viertheile des Jahres weg. Die zahlreichen geringern Geistlichen, die arm sind und häufig mit Handarbeiten sich beschäftigen, müssen größtentheils von der Gemeine unterhalten werden. Es wimmelt in den Klöstern von Caloyeren, oder Mönchen, und von Papas, oder Pfarrgeistlichen, in jedem Dorfe. Ihre Einkünfte sind so dürftig, daß in der Regel nur Leute aus der niedern Volksklasse geistliche Stellen suchen; Alle sind in der That Kinder von Armen, und haben nichts gelernt, als Lesen und Schreiben der Volksprache, des Romaik, ausgenommen, daß sie auch die griechische Liturgie in der hellenischen Sprache, ohne sie zu verstehen, lernen müssen. Die Bischöfe, die im Verhältniße zu der übrigen Geistlichkeit zahlreich zu sein scheinen, haben im Allgemeinen nur geringe Einkünfte. Nichts war armseliger, als die ganze Einrichtung des Bischofs von Salona, den Dodwell besuchte. „Es gab

*) d. i. die Allheilige, die heilige Jungfrau.

nichts zu essen, sagt er, als Reiß und schlechten Käse; der Wein war abscheulich, und so stark mit Harz (Terpentin) versetzt, daß er uns fast die Lippen wund beizte."

Die Erzbischöfe sind, wie es scheint, die einzigen Kirchenbeamten, die nicht unter Armuth erliegen, aber sie kaufen ihre Stellen von dem Patriarchen in Konstantinopel, der seine Würde selbst von der Pforte kauft. Polykarp, der Erzbischof von L a r i s s a, hat neun Bisthümer in seinem Sprengel, und ein jährliches Einkommen von ungefähr 60,000 Thalern. Dieser Geistliche war ohne alle Gelehrsamkeit, konnte keine andre Sprache, als das Romaik und das Albanische, und radebrechte ein wenig das Italienische; aber bei den gottesdienstlichen Gebräuchen fand H o l l a n d das Benehmen dieses Mannes würdig und erhebend, und wenn derselbe während des Hochamtes von seinem Sitze aufstand und segnend seine Hände über das Volk ausbreitete, mit den einfachen, schönen Worten: Εἰρήνη πᾶσι — F r i e d e A l l e n! war etwas unerreichbar Feierliches und Rührendes in der Handlung. Die schwarze Seidenkappe über dem viereckigen Hute, das volle Purpurgewand, reich mit Golde gestickt, und der lange, schwarze Bart, gaben ihm ein ehrwürdiges, fürstliches Ansehen. „Die Verzierungen seines Gewandes und seiner Bischofs-

müße an festlichen Tagen, sollen ausserordentlich glänzend und prächtig sein, setzt Holland hinzu, und die Geschichte von Adam und Eva, die in Gold mit Perlen darauf gestickt ist, gab dem Erzbischofe Anlaß zu einigen Aeusserungen über den Gegenstand, die so frei waren, daß sie mich in seinem Munde nicht wenig überraschten." Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß die gereisten Griechen mit ihren Kenntnissen sehr schlaffe Grundsätze über Religion und Sittlichkeit von den Universitäten Italiens mitgebracht haben, und D. Holland erwähnt besonders den Ton spottender Zweifelsucht, womit der vorhin genannte Bellara, des Erzbischofs Gesellschafter, sich äusserte.

Die Caloyere oder Mönche sind unstreitig die unnützesten Diener der griechischen Kirche, wenn sie überhaupt dazu gerechnet werden können. Eine sonderbare, aber sehr unnütze Ansiedlung derselben findet man in dem schönen Thale des Peneus. Hier erheben sich einzelne nackte Felsenmassen, in der Gestalt verstümmelter Kegel oder Pyramiden, von hundert bis zu fünfhundert Fuß Höhe. Auf den Spitzen dieser Felsen sieht man viele Klöster, wie Taubenhäuser auf Pfeilern, die zuweilen die ganze Fläche des Felsens bedecken. Diese luftigen Denkmale der Eitelkeit und des Aberglaubens sind nur mittels

Stricken, oder auch durch Leitern ersteigbar, wenn der Felsen Absätze hat, wo sie angelehnt werden können. Von den ursprünglichen vier und zwanzig Klöstern sind nur noch zehn übrig, die andern hat man verlassen, weil der Felsen verwilderte und die Gebäude verfielen. Holland, der das Kloster Ajos Stephanos, das gegen 180 Fuß hoch liegt, besuchte, gibt uns folgenden Bericht *) davon: „Wir stiegen auf einem Schneckenpfade allmählich aufwärts, bis wir an den Fuß einer steilen Klippe kamen, wo wir das Kloster gerade über uns sahen. An einem vorragenden hölzernen Schirmdache hing ein Strick herab, der oben über einen Kloben ging. Von der Höhe blickte ein Mann hinab, dem unser Tatar laut zurief, um ihn mit unserm Verlangen bekannt zu machen, das Kloster zu ersteigen; aber die Mönche waren eben in ihre Kapelle, und wir mußten zehn Minuten auf Antwort warten. Endlich kam ein dickerer Strick von dem Kloben herab, woran ein kleines Stricknetz bevestiget war, das uns in die luftige Wohnung bringen sollte. Das Netz war bald unten. Unser Tatar und ein Bauer, den wir mitgebracht hatten, breiteten es aus einander, bedeckten den untern Theil mit einem albanischen

*) S. 340 ff.

Oberkleide, und ich setzte mich mit meinem Freunde in das leichte Fahrzeug. Als wir hinauf gewunden wurden, zog unser Gewicht die obere Oeffnung des Netzes zusammen und wir lagen gekrümmt neben einander, kaum fähig, und auch wenig geneigt, Hand oder Fuß zu rühren. Es ging ziemlich schnell aufwärts, und das Schirmdach mit dem Kloben stand so weit von der Felsenwand ab, daß wir gegen Verletzung gesichert waren. Aber das Aufsteigen hatte etwas Furchtbares, und machte einen ganz andern Eindruck, als das Hinabsteigen in ein Bergwerk, wo man die Tiefe nicht sieht, und die Seiten des Schachtes eine anscheinende Sicherheit gegen Gefahr geben. Hier hingen wir ganz in der Luft; ein dünnes Stricknetz war unsere einzige Stütze, und wir wußten nicht, ob die Maschine sicher war, die uns so schnell empor zog. Alles ging jedoch glücklich und in weniger als drei Minuten waren wir oben. Als wir der Thüre des hölzernen Schirmdaches gegenüber waren, erschienen einige Mönche und andre Leute, die das Netz herein zogen und uns aus unserer unangenehmen Lage erlöseten. Als wir uns umsahen, fanden wir, daß jene Leute die Winde gedreht hatten, mit deren Hilfe wir herauf gekommen waren, und einige von ihnen waren so schwächlich und hinfällig, daß wir uns unmöglich vorstellen konnten, unser Auf-

steigen sei nur scheinbar gefährlich gewesen. Unser Diener war indessen auf einem noch beschwerlichern Wege herauf gekommen, auf Leitern nämlich, die zwischen den Schichten des Felsens angebracht wurden, welche zu einem, mitten im Kloster sich öffnenden, unterirdischen Gange führen."

Die Gebäude sind armselig und verfallen. Ihre Büchersammlungen scheinen aus einigen Bänden griechischer Homilien und einigen Schriften über Kirchengeschichte zu bestehen. Ueber den Ursprung ihrer Wohnungen wissen die Mönche nichts, und hatten keine andre Antwort als: „sie sind sehr alt." Der Ausdruck wurde oft, sagt Holland, auf eine Art wiederholt, die fast wie Blödsinn aussah. Weibern ist zwar, nach den Klostergesetzen, der Zutritt strenge versagt, doch soll man Einige zur Besorgung häuslicher Geschäfte im Kloster haben.

Diese Nachsicht gilt jedoch nicht in jenen Anstalten, die in einiger Hinsicht noch merkwürdiger sind, als die Gebäude auf jenen Felsen. Ich meine die berühmten Mönchsitze auf dem Berge Athos, worüber wir eine anziehende Nachricht von D. Hunt *) haben, der mit Professor Carlyle

*) In Walpole's angeführter Sammlung.

sich einige Wochen in diesen Klöstern aufhielt, um griechische Landschriften aufzusuchen.

Athos, jetzt Monte Santo, der heilige Berg, erhebt sich auf einer großen, ins ägäische Meer vorspringenden Halbinsel, gegen 5000 Fuß hoch. Der Gipfel ist, mehre Monate lang, mit Schnee bedeckt. Die Landenge, welche die Halbinsel mit dem Westlande verbindet, ist ein sehr schmaler Rücken, den auf der Abendseite der Singetische, auf der Morgenseite der Strymonische Busen (jetzt Contessa) begränzt. Am Fuße, und auf den niedrigern Abhängen des Gebirges liegen zwei und zwanzig Klöster, die in ihrer Größe, ihrem Bau und ihrer Lage zwar verschieden, aber alle bald auffallend schön, bald auffallend prächtig sind, und jedes ist geeignet, die Langweile der Einsamkeit zu mildern, oder Andacht zu erwecken. Nichts geht über die Schönheit und die abwechselnden Reize der Umgegend. „Die Dichtung, sagt der oft erwähnte Reisende Sibthorp, hat nie eine so wilde und mahlerische Landschaft geschildert, und nie habe ich etwas Erhabeneres gesehen." Ungeheure Eichen, Platanen und Kastanienbäume schmücken die Schluchten und Abhänge des Berges, dessen höhere Gegenden mit Fichten bedeckt sind. Der Lorber, die Mirte, die Daphne (Daphne mezereum?) und eine Menge

andrer schöner und duftender Gesträuche wuchern üppig zwischen den Felsen; Wäldchen von Pomeranzen, Citronen und Feigenbäumen umgeben die Klöster und die Zellen der Einsiedler. Nachtigallen und und andre Singvögel füllen die Luft mit ihren Liedern, die man bis tief in die Nacht höret."

Jedes dieser Klöster hat seinen Abt, mit einer angemessenen Anzahl von Mönchen nnd von Laien, welche die Weinberge besorgen, den Wein machen, Obstbäume und Gemüse ziehen und alle Arbeiten im Felde und in den Gärten verrichten. Die Gesammtzahl aller Klosterbewohner beträgt gegen sechstausend. Kein Weib darf die heiligen Gränzen des Berges Athos je betreten. Selbst der türkische Woiwode, der auf der Landenge seinen Sitz hat, um die Abgaben zu erheben, darf sein Harem nicht mitbringen und sieht während seiner langweiligen dreijährigen Amtsverwaltung kein weibliches Wesen. Nicht bloß Weiber allein, selbst weibliche Hausthiere sind ausgeschlossen; man findet keine Kuh, keine Katzinn, ja nicht einmal eine Henne. Milch, Butter und Eier, die Hauptnahrung der Klosterbrüder, müßen daher vom vesten Lande gebracht und zehnmal so theuer bezahlt werden, als man sie auf dem Platze selbst erzeugen könnte. Die Mönche behaupten freilich in allem Ernste, ein weibliches Thier könne nicht

drei Tage auf dem heiligen Boden leben, aber troß dem hören sie die Turteltauben um sich her girren, Vögel nisten ringsum in den Wipfeln, Schwalben brüten ihre Jungen unter dem heiligen Dache, und Ungeziefer vermehrt sich in den schmutzigen Kellern und selbst auf dem Leibe der Klosterbrüder.

Wer nicht mit dem Anbau des Bodens beschäftigt ist, strickt Strümpfe, bereitet Oehle und Essenzen, mahlt schlechte Heiligenbilder, oder schreibt Psalter ab, die man in der Stadt Chariesa auf der Halbinsel verkauft, oder gegen Kaffee, Zucker, Taback und Herzstärkungen vertauschet. Diese allerdings sehr unschuldigen Beschäftigungen können, wie Hunt bemerkt, die armen Mönche gegen die Beschuldigung rechtfertigen, daß sie ein träges, lasterhaftes Leben führen, was man ihnen gewöhnlich vorwirft. Eine andre Frage ist es, ob die ganze Anstalt dieser Klostergemeinden durchaus so nützlich sei, als er es behauptet. „Selbst in ihrem jetzigen unterdrückten und herabgewürdigten Zustande, sagt er, ist sie vortheilhaft. Sie trägt dazu bei, die griechische Sprache gegen fortschreitendes Verderbniß und gegen völlige Ausrottung durch die Eroberer zu sichern, sie hemmt oder verhütet vielmehr gänzlich den Abfall der Christen in der europäischen, ja selbst in der asiatischen Türkei. Fast alle griechischen Schullehrer (Διδάσκαλοι)

und die vornehmen Geistlichen kommen aus dieser Pflanzschule. Verbirgt sich auch zuweilen ein Verbrecher, welcher der Gerechtigkeit entflohen ist, in diesen Mauern, so wird er doch in den meisten Fällen sein Leben in einer Wohnung bessern, die so gut dazu geeignet ist, die Seele zu ernstem Nachdenken zu bringen. Den Eid, den Jeder ablegen muß, der ein Mönch auf dem Berge Athos wird, ist sehr feierlich und einfach; er muß der Welt gänzlich entsagen, und es wird ihm eingeschärft, sich als völlig todt für alle weltlichen Angelegenheiten zu betrachten. Einige beobachten dieses Gelübde so gewißenhaft, daß sie fortan nie mehr ihren Geschlechtsnahmen führen, nie mit ihren Verwandten und ehemaligen Freunden Verkehr haben, und sich weigern, Fremden zu sagen, aus welchem Lande, oder aus welcher Lebenslage sie sich zurückgezogen haben."

Die Anzahl dieser gewissenhaften, alle Mittheilung scheuenden Klosterbrüder scheint jedoch nicht sehr zahlreich zu sein, und es gibt wohl noch mehre Ausnahmen, als die merkwürdige, die uns Sibthorp erzählt. „In einer der Einsiedeleien, die zum Paulskloster gehören, sagt er, fanden wir einen Caloyer, der seit vier und zwanzig Jahren auf dem Berge Athos wohnte, und uns mit wahrem Entzücken in englischer Sprache anredete. Er stammte aus

Epirus; hatte sieben Jahre als Matrose auf unsern Schiffen gedient, bis er endlich, der Beschwerden und Gefahren des Seelebens müde, eine Zuflucht in dieser reizenden Einsamkeit suchte. Er brachte seine Zeit keineswegs in mönchischer Trägheit hin. Wir fanden ihn sehr beschäftigt, eine grobe Art von Wollenzeug zu weben, die auf dem Berge Athos vorzüglich gut gemacht wird. Seine Einsiedelei war ungemein niedlich, und bestand aus einem Vorsaal und zwei Gemächern. Vor seiner Thüre stand eine Laube, von einer Rebe beschattet, die reiche Purpurtrauben trug. Ein Garten auf dem Felsenabhange lieferte Küchenkräuter und köstliches Obst, und mit vergnügtem Blicke sagte der Einsiedler: „Alles dieß ist mein!“

Es ist bereits erwähnt worden, daß die Griechen mit ihrem neuen Glauben viele Gebräuche und abergläubige Feierlichkeiten ihrer Vorfahren verbunden haben. Jede Quelle in einem anmuthigen und einsamen Haine, oder einer Höhle wird als Heiligung (ἁγίασμα) verehrt. „Zu diesen Quellen, sagt Douglas, ziehen die Griechen schaarenweise zu gewissen Zeiten, um den Heiligen anzurufen, dessen Schutz sie zu genießen glauben, und um durch Gesänge und Tänze die frohen Gefühle auszudrücken, welche solche Veranlassungen immer in den feurigen

Gemüthern der Griechen erweckt haben." Die Kranken werden dahin gebracht, und wenn sie geheilt von dannen gehen, wird eine Haarlocke, oder ein Streif Leinwand, zurück gelassen, als Weihopfer, um die Macht des Heiligen und die Frömmigkeit des Weihenden zu bezeugen. Nie verläßt ein Athener den Piräus, *) ohne dem heiligen Spiridion eine Kerze darzubringen, auf derselben Stelle, wo einst Diana Munychia ihre Opfer empfing. Keine Reise wird angetreten, kein Geschäft begonnen, ohne dem Lieblingsheiligen ein Opfer zu weihen, und selbst der Papas opfert eine von seinen Haarlocken auf dem Altare. Am ersten Mai ist jede Thüre mit Blumenkränzen geziert, und nichts als Musik, Tanz und Fröhlichkeit sieht und hört man dann überall in Griechenland. Dieselbe Liebe zu Blumen, dieselbe mystische und bildliche Bedeutung gewißer Pflanzen, jetzt, wie in frühern Zeiten. „Man machte mich mit einer Geheimschrift bekannt, sagt Douglas, deren Zeichen aus Blumen bestanden. Man hat Entführungen bloß mit Hilfe dieser Erfindung entworfen und ausgeführt, und es ist einer der liebsten Zeitvertreibe der griechischen Mädchen, diese Sinnbilder ihres Wohlwollens, oder ihrer Abneigung auf

*) Der Hafen.

die Wanderer zu werfen, die unter ihren vergitterten Fenstern hingehen."

Selten findet man einen alten Hagestolzen in Griechenland, und dennoch ist kein Land so mit Mönchen überschwemmt, welchen das ehelose Leben zur Pflicht gemacht wird. Unter den Landleuten werden die Ehen nach eigener Wahl und Neigung geschlossen, in den Städten hingegen und bei den höhern Ständen wird die Sache gewöhnlich von den Verwandten oder Freunden in Ordnung gebracht, ohne daß die Parteien einander vorher kennen lernen, oder von einer bejahrten Frau, die als Unterhändlerinn, wie die Proxenetria im Alterthum, die Werbung übernimmt und den Handel abschließt. Ist dieß geschehen, so steht es den jungen Leuten frei, sich zu sehen und Umgang mit einander zu haben. Nicht immer aber wird solche Freiheit gewährt, und es gibt Fälle, wo es dem Bräutigam nicht eher, als am Hochzeittage, gestattet ist, seine Braut anzusehen.

Eine der Hauptbeschäftigungen einer Braut ist die Bereitung ihres hochzeitlichen Gewandes. Wenn sie damit fertig ist, wird sie am Vorabend der Hochzeit von ihren jungen Freundinnen in glänzendem Aufzuge ins Bad geführt. Früh am folgenden Morgen begibt sich der Bräutigam zu dem Hause ihrer Aeltern, begleitet von vielen jungen Männern,

welche singend und tanzend die Vollkommenheiten und Tugenden des jungen Paares laut verkündigen. Endlich erscheint auch die Braut, mit Armbändern und Halsgeschmeide beladen, von ihrem Vater und ihrer Brautjungfer (παράνυμφη) geführt. Langsam, mit abgemessenen Schritten und gesenkten Blicken geht sie einher, und aus den Fenstern ihrer Freunde regnet es Nüße, Kuchen und Blumensträußer, mit Gebeten und Wünschen für ihr Glück. Die Mutter und die bejahrten Freunde schließen den Zug.

Die Trauung wird mit viel abgeschmackter Mummerei und wenig Feierlichkeit vollzogen. Der Braut und dem Bräutigam werden abwechselnd von einem der Priester Blumenkränze aufgesetzt, worein, wenn man sie haben kann, Lilien und Kornähren, als Sinnbilder der Reinheit und des Ueberflusses, geflochten werden; zwei goldne oder silberne Ringe werden mehrmal zwischen den Brautleuten gewechselt, und die Feierlichkeit beschließt sich damit, daß Beide aus demselben Becher Wein trinken. Die Braut wird alsdann in demselben fröhlichen Zuge in ihres Gatten Wohnung geführt, und betritt sie die Schwelle, welche noch, wie vor Alters, heilig ist, so wird sie von ihren Angehörigen sorgfältig hinüber gehoben.

Hat der Mann den mindesten Zweifel gegen die unversehrte Ehre seiner Braut, so läßt er sie auf ein, mit einer Haut bedecktes Sieb treten, und sollte es nicht dem Drucke weichen, so würde keinerlei Erläuterung ihn bewegen können, eine Frau zu nehmen, deren Ruf eine so unfehlbare Probe nicht zu bestehen vermochte.

Auf dem Lande geht die Braut, von ihren Brautjungfern und ihres Mannes Verwandten begleitet, von Haus zu Haus und erhält von jedem männlichen Bewohner einige Para oder Piaster. Hunt beschreibt eine Braut, die von ihm das gewöhnliche Geschenk erbat, mit folgenden Worten: „Kleine Geldstücke waren in ihre Haarflechten gereihet, die über Rücken und Schulter herab fast bis auf die Erde reichten, die Haube aber war mit größern Geldstücken bedeckt, worunter viele alte Münzen waren, wofür wir vergebens hohe Preise boten. Man sagte uns, die Haube der Braut werde als ein Familienschatz betrachtet, und komme als Erbstück, von Zeit zu Zeit vermehrt, auf die Nachkommen, dürfe aber nie eine ihrer alten Zierden verlieren." In den entlegenen Gegenden Griechenlands ist es gebräuchlich, jene Geschenke vor der Hochzeit zu sammeln. In einem Dorfe, Nahmens Mazi, nicht weit von

Livadia, hörte Hobhouse *) von einigen Landmädchen, mit welchen er ein Gespräch anknüpfte, daß die Männer in jener Gegend selten wären, und daher kein Mädchen heirathen könnte, wenn sie nicht gegen tausend Piaster ihrem Bräutigam mitbrächte. „Wir sahen mehre Mädchen unter ihnen, setzt er hinzu, die ihre Mitgift an ihren Haaren sammelten, und die Flechten einer recht hübschen Dirne, die fast bis zu den Füßen hinabreichten, waren von oben bis unten mit Para durchzogen. Die armen Mädchen waren in der dürftigsten Lage, und brachten oft, wie sie uns mit Thränen in den Augen versicherten, ganze Tage ohne Nahrung zu, aber dennoch hätten weder die Mütter, noch die Töchter eine von den Ziermünzen wegnehmen mögen, die einmal zur Mitgift bestimmt waren."

Die meisten alten Leichengebräuche, welche Verehrung gegen die Todten ausdrücken, sind noch herrschend unter den heutigen Griechen. Der Todte wird in seinen besten Anzug gekleidet, mit Blumen bekränzt und in einem festlichen Zuge, den gedungene Trauerer, laut klagend, eröffnen, zu Grabe getragen. Die Verwandten des Verstorbenen bepflanzen, oder

*) A Journey through Albania, and other provinces of Turkey, in Europe and Asia, to Constantinople, during the years 1809 & 10. London 1813. 4.

bestreuen zu gewissen Zeiten das Grab mit Blumen. Oft sieht man zu bestimmten Jahreszeiten Weiber auf den Gräbern sitzen, den Blumenschmuck zu erneuern, oder die Pflanzen zu begießen. „Nicht Blumen allein aber, sagt Douglas, sind die Opfer, welche die Griechinnen mit frommer Hand den Gräbern weihen. Kuchen von Honig, Mehl und Oehl, oder die Colyva, ein Pudding von gekochtem Weizen, Honig und Mandeln, vertreten noch immer, bedeutunglos, die Stelle des Mehles mit Honig (mellitum far,) des Sühnemahles für den Cerberus, oder des Kuchens πελανος, dessen sich die Alten bei derselben Gelegenheit bedienten."

Die Griechen stellen die Pest unter einem Bilde dar, wie ihre Vorfahren es auch thaten. Es ist eine alte, schwarzgekleidete Frau, die während der Nacht auf jedes Haus, wo sie vorübergeht, ein tödliches Gift haucht. Aber sie besitzen Amulete, Zauber und Tränke gegen jedes ihnen drohende Unglück, und wenn auch das Mittel fehl schlägt, so zweifeln sie doch nicht an den Tugenden des Gegengiftes, sondern nur an der gehörigen Vorsicht desjenigen, der Gebrauch davon gemacht hat. Thorheiten der Art, im Glauben und im Handeln, herrschen noch immer, wie in alten Zeiten. Wird das Auge von einer unwillkührlichen Zuckung bewegt, so erwartet der Grieche

die Annäherung eines Bekannten; klingt ihm das Ohr, so schlägt er nahe davor drei Schnippchen, und hält es für eine gute Vorbedeutung. Ein Freund wird kommen, wenn eine Krähe sich auf das Dach setzt. Jedem, der in einer Gesellschaft nieset, wenden sich alsbald alle Gesichter zu, und Alle rufen: ὑγεια — Gesundheit! „Ihre Träume, sagt Haygarth, erklären sie durch das Gegentheil; sehen sie einen Türken, so erwarten sie einen Engel, und wenn ein Priester im Traum erschien, einen Teufel." Fällt der Schatten eines Menschen unter gewißen Umständen auf einen Andern Schatten, so ist es ein sehr böses Zeichen. Wie die Pest aber fürchtet man den Einfluß des bösen Auges. Korallen, Ambra und andre Amulete werden gegen die Bezauberung des κακο ματι gebraucht, und biblische Sprüche, die man in einem Säckchen um des Kindes Hals hängt, sind ein unfehlbares Schutzmittel gegen den Zauber. Sollte ein Fremder einem Kinde besondre Theilnahme beweisen, oder dessen Schönheit rühmen, so würden die Aeltern sich nicht eher beruhigen, bis er ihm ins Gesicht gespieen hätte, um dem Zauber entgegen zu wirken.

Die jungen Leute beiderlei Geschlechts, auf den Inseln, wie in den Städten des Westlandes, versammeln sich in den Sommermonaten an jedem

Abende, in der Nähe einer Lieblingsquelle, oder eines Hains, wo sie, mit Kränzen und Blumen geschmückt, und im fliegenden Haare, mit der beliebten Romaika, oder dem Kreistanze, sich unterhalten. Dieser rasche, an abwechselnden, anmuthigen Bewegungen reiche Tanz ist gut geeignet, die Schönheit der Gestalt in reizenden Stellungen zu zeigen. Die Ariadne des Tanzes wird entweder durch die Reihefolge oder einen Vorzug bestimmt, den man der Jugend und Schönheit zugesteht. Sie hält in der linken Hand ein weißes Tuch, den Knäul für den Theseus, der, ihr zunächst folgend, mit der Rechten den andern Zipfel des Tuches faßt und die Linke einer zweiten Tänzerinn reicht. So folgen abwechselnd Tänzer und Tänzerinnen bis zu unbestimmter Zahl. „Die Haupthandlung des Tanzes, sagt Holland, *) hängt von den beiden Führern des Reigens ab; die Andern folgen bloß den Bewegungen derselben, gewöhnlich in einer Art von Kreislinie, abwechselnd einen Schritt vorwärts und rückwärts, nach dem Takte der Musik. Die Reigenführerinn, die ihre Bewegungen nach eigener Wahl macht, führt ihren Geliebten gleichsam auf einem gewundenen, labyrinthischen Pfade. Beide wechseln stets in ihren Be-

*) A. a. O. Seite 242. ff.

wegungen, bald nach dem Winke der Musik, die jetzt langsam und gemessen ist, jetzt lebhaft und wild rauscht, bald aber nach der augenblicklichen Anregung und den Eingebungen ihres eigenen Geschmackes. Bei diesen raschen und häufigen Abwechselungen in der Stellung, und bei der Gelegenheit, durch Ausdruck und Neuheit die Bewegungen anmuthig zu machen, wird die Romaika ein sehr gefälliger Tanz, und ist vielleicht der beste von allen Volkstänzen, da die Regel desselben geschickten, wie ungeschickten Tänzern Spielraum gestattet. In einem Tanzsaale zu Athen sah ich ihn mit großer Wirkung tanzen. Mit noch größerem Vergnügen aber sah ich ihn in einigen arkadischen Dörfern, wo sich im Frühlinge, als das ganze Land mit üppigen Reizen geschmückt war, Gruppen von Jünglingen und Mädchen in der Nähe ihrer Wohnungen versammelten und sich in den Windungen dieses Tanzes bewegten. Man kann die Romaika nicht sehen, ohne an die Darstellungen auf alten Marmordenkmahlen und Vasen und an die Beschreibungen zu denken, die alte Dichter von ähnlichen Tänzen geben." Douglas *) sah diesen Tanz zuerst auf der Insel Scio oder Chios. „Ich landete, sagt er, an einem schönen

*) Siehe das angeführte Werk S. 121.

Sonntagabend, nachdem ich drei Monate unter der türkischen Gewaltherrschaft zugebracht hatte. Die meisten ärmern Bewohner schlenderten am Gestade, während die Reichern auf ihren Landgütern waren. Als ich drei Meilen weiter längs der Küste ritt, um die fälschlich sogenannte Schule des Homer zu besuchen, sah ich ungefähr dreißig Gruppen die Romaika auf dem sandigen Ufer tanzen. In einigen Gruppen verfolgte die Führerinn des Reigens die weichende Woge. Die Nachfolgenden beflügelten vergebens ihre Schritte, und meist immer wurden Einige von der rückfluthenden See überrascht; aber Alle ließen sich lieber auslachen, als daß sie die unauflösliche Kette hätten brechen wollen. Bei jeder Tanzgesellschaft saß eine Gruppe von Verwandten und ältern Freunden, die bei dem Anblicke des Jugendglückes umher, den letzten Funken ihrer erlöschenden Fröhlichkeit und Lebenskraft anfachten."

In Albanien ist der gewöhnliche Tanz, selbst unter den Griechen, der Albanitiko, der sehr verschieden von der Romaika ist, und eine Menge seltsamer Bewegungen hat. Reisende haben in diesem rohen Tanze eine Aehnlichkeit mit dem pyrrhischen Tanze der Alten finden wollen. Er wird ausschließend von Männern getanzt, welche Kraft und Gewandtheit, aber ohne Anmuth, zeigen. „Der

albanische Tanz, den wir sahen, sagt Holland, *) übertraf an roher Seltsamkeit alles, was man von einem Wilden in Nord-Amerika hätte erwarten können. Ein einziger Mann führte ihn aus. Pfeife und Tambourin begleiteten seine Bewegungen. Er warf sein Haar in wilder Unordnung zurück, schloß die Augen und machte zehn Minuten lang, unablässig, die wildesten und unnatürlichsten Stellungen. Zuweilen bog er seinen Leib heftig auf die eine Seite, und warf sich dann für ein Paar Augenblicke auf die Kniee, zuweilen drehte er sich schnell im Kreise, und warf dann wieder seine Arme mit Heftigkeit gegen den Kopf. Schienen seine Anstrengungen auf einen Augenblick zu ermatten, so ermahnten ihn die lautern Töne der Pfeife wieder zu neuen Kraftäusserungen, und er hörte nicht eher auf, bis er sichtbar erschöpft war."

An jenen Ergetzungen aber nehmen die Weiber in den Städten nur wenig Antheil, ausgenommen etwa in Athen, wo man den gesellschaftlichen Zustand anders, als in den übrigen Theilen von Griechenland findet, weil das Volk lebhafter und freier von Zwang ist, was theils in der Schwäche der türkischen Verwaltung, theils in den häufigen Besuchen

*) A. a. O. Seite 114.

von Fremden seinen Grund hat. Selbst hier aber müssen die Griechen, wenn sie Lust haben, ein Tanzfest zu halten, den Woiwoden erst um Erlaubniß bitten. Die Engländer haben, wie man versichert, in neuern Zeiten viel beigetragen, die Athenerinnen gesellig zu machen, und Niemand mehr, als der rühmlich bekannte Lord Guilford, der die Zuneigung der Athener so sehr zu gewinnen wußte, daß er sie bewog, einige ihrer eingewurzeltsten Gewohnheiten aufzugeben, um ihm gefällig zu sein.

Das Bad war zu allen Zeiten der Lieblingsgenuß beider Geschlechter, sowohl zur Erhaltung der Gesundheit, als zum Vergnügen. Der zu häufige und zu lange Gebrauch dieser Erquickung aber wird für die Hauptursache des frühern Verfalls der Schönheit und Anmuth der Gestalt gehalten, wodurch die Weiber — wie der oft erwähnte Holland, ein Arzt, sagt — nachdem sie wenige Jahre lang das Spielzeug des Mannes gewesen sind, Gegenstände seiner Verachtung werden. Man bringt ganze Tage im Bade zu, und wo der Geschwätzigkeit, welche die griechischen Schönen noch immer auszeichnet, nicht Zwang aufgelegt wird, gibt es, wie man uns erzählt, Auftritte, wobei man sich an die Ecclesiazuzä und die Lysistrata erinnert. Ob die Schilderung, die Aristophanes entwirft, treu sei, möge auf sich beruhen,

aber schwerlich kann ein flüchtiger Reisender so genau wissen, was in den Frauenbädern in Athen vorgeht. Höchstens vom Hörensagen. Der bloße Versuch, in jenes Heiligthum einzudringen, könnte einen Mann in Lebensgefahr setzen. Dodwell erzählt *) uns ein merkwürdiges Beispiel davon. Der Disdar, oder türkische Befehlshaber der Burg (Akropolis) zu Athen, hatte einst den Einfall, sich in dem Frauenbade zu verbergen, und, wie ein neuer Aktäon, sein unheiliges Auge an den Reizen der jungen Weiber zu weiden, die sich arglos vor ihm enthüllten. Der unbesonnene Beobachter wurde jedoch bald entdeckt. Ein Schrei des Entsetzens wiederhallte in dem Gewölbe des Badezimmers. Der unversöhnliche Schimpf ward alsbald den wüthenden Ehemännern bekannt, und der zitternde Disdar mußte in der Burg Zuflucht suchen. Aber auch hier war er nicht sicher; er mußte nach Aegina, endlich nach Hydra fliehen, und erst später, als er sich viele Monate lang in einem katholischen Kloster in Athen verborgen hatte, gelang es ihm, Frieden zu schließen, worauf er seine Befehlshaberstelle wieder übernahm.

Es gibt jedoch, außer dem unmäßigen Gebrauche der Bäder, noch andre Ursachen des schnellen Ver-

*) In dem oben angeführten Werke.

falles der weiblichen Reize in Griechenland. Selten sind die Mädchen über funfzehn Jahre alt, wenn sie heirathen, ja oft noch weit jünger; sie führen ein sitzendes, eingezogenes Leben, und das Klima selbst bewirkt Abspannung. „Es verkürzt, sagt Holland, die Blüte der Jugend und die Schönheit des reifern Alters; es vermindert die Zeit der geistigen Ausbildung, und macht dadurch den letzten Lebensabschnitt lästiger an sich und minder angenehm, minder würdig für Andre." Dieser Beobachter gibt uns folgende Schilderung von den Griechinnen. „Im Umgange sind sie zwar ungemein lebhaft, aber es fehlt ihrer Unterhaltung an dem Reize der Mannigfaltigkeit. Sie lesen nur wenig und sind Sklavinnen vieler abergläubigen Gefühle und Gebräuche. Das Benehmen der Griechinnen hat eine gewisse Trägheit, welche zwar durch Stellung, Anzug und Beziehung auf morgenländische Sitten für den Fremden anziehend werden kann, die aber doch bald durch ermüdende Einförmigkeit ihren Reiz verlieren müßte. Alle ihre Bewegungen sind langsam und matt; alle Beschäftigungen, welche sie vornehmen, werden mit einer gewissen Verdrossenheit vollzogen, die jeden Augenblick wieder in Unthätigkeit überzugehen scheint. Man kann indeß nicht läugnen, daß in ihrem Betragen eine weibliche Sanftheit herrscht,

die Bewunderung erweckt, und es ist etwas in ihrem Aeussern und in ihrer Tracht, das die Fantasie aufregt, weil es an die Sitte und Pracht des Morgenlandes erinnert. Ihr Benehmen im Umgange ist gewöhnlich anmuthig und einnehmend, und ich habe, sowohl in meinem ärztlichen Verkehr, als in andern Verhältnissen, Griechinnen aus der vornehmen Klasse in Joannina gefunden, die sich so gut betrugen, daß sie in den meisten europäischen Gesellschaften an ihrem Platze gewesen sein würden."

Die Weiber auf dem Lande müssen Feldarbeit verrichten, oft mit einem Kinde auf dem Rücken. „Wenn sie von einem Orte zum andern gehen, sagt Hunt, *) tragen sie nicht nur ihre Kinder auf diese Weise, sondern haben oft auch noch einen hohen Krug auf dem Kopfe, Rocken und Spindel in den Händen, und arbeiten fleißig im Gehen." Ihr Aeusseres hat jedoch einen Reiz und eine Schönheit, die man ausserhalb Griechenland nicht leicht findet. In Böotien zumahl sollen die Züge der jungen Mädchen sich mehr als irgendwo dem schönen Ideal der alten Kunst nähern. Der Reisende, der die Quelle Hercyna, unweit der Höhle des Throphonius in Livadia, oder die Quelle der Dirce bei

---

*) In Walpole's Sammlung.

Thebe besucht, wird dieß selbst bei den gemeinen Wäscherinnen bestätigt finden, die sich hier versammeln. Ihr Profil ist den Zügen der alten Statuen, oder der Gestalten auf den Vasengemählden ähnlich. Das Gesicht ist eirund, die Nase macht gewöhnlich eine gerade Linie mit der Stirne, und die Augen sind groß, schwarz und glänzend.

Trunkenheit ist ein, fast ganz unbekanntes Laster unter den heutigen Griechen, und in dieser Hinsicht sind sie ganz verschieden von ihren Altvordern. Auch im Essen sind sie weit einfacher. Fische, Geflügel und Reiß, auf verschiedene Art bereitet, geben die Hauptgerichte in den Küchen der Reichen, und gesalzne Oliven, grobes Brod, Honig und Zwiebeln, sind jetzt, wie es immer der Fall gewesen zu sein scheint, die Nahrung der geringern Klassen. Die Bauern in dem fruchtbaren Thale von Thessalien und vom Tempethale längs der Ostküste bis nach Attika, sind wohl eben so wohlhabend, als die Landleute in andern Gegenden von Griechenland, und doch begnügen sich selbst die Reichsten unter ihnen mit einer Wohnung, die wir eine elende Hütte nennen würden, worin man nichts findet, als einige Kochgeschirre, und ein großes, ungefähr fünf Fuß hohes Gefäß von Weidengeflecht, das mit Lehm überzogen und mit Getreide gefüllt ist. Der

Anzug der Bäuerinnen in jener Gegend besteht in einem groben wollenen Rocke, einem kurzen Oberkleide und einem Gürtel um den Leib, der vorn mit zwei ungeheuren metallenen Spangen geschlossen ist; um den Kopf geht eine Binde, und das Haar ist hinten in zwei Flechten gebunden, die bis zu den Knöcheln hinab reichen.

Die Wohnungen und das häusliche Leben der höhern Klassen hat uns D. Holland genau und umständlich beschrieben. Er wohnte mehre Wochen in dem Hause eines wackern Griechen in Joannina, dessen lebhafte und schöne Frau eben so edel war. Die Familie bestand aus zwei Söhnen, zwei Töchtern und einer ältlichen Frau, einer nahen Verwandten des Mannes. „Die Wohnung unseres Wirthes — sagt der Reisende *) — war wie gewöhnlich hier zu Lande eingerichtet. Aussen von der Straße sieht man nichts, als eine hohe Mauer und etwas von den Zinnen des innern Gebäudes. Große Doppelthore führen in einen äussern Hof, aus welchem andere Thore in ein inneres Viereck gehen, das auf drei Seiten von den Gebäuden der Wohnung umschlossen ist. Das untre Stockwerk ist steinern, der obere Theil des Gebäudes fast ganz von Holz. Eine

*) S. 227 — 232.

breite Galerie läuft längs zweien Seiten des Hofes, ist vorn offen und von dem Dache des Hauses beschirmt. Zu dieser Galerie steigt man auf einer Treppe, die auch zu den verschiedenen Wohnstuben führt, deren Thüren auf die Galerie gehen. Es ist in Griechenland, ausgenommen bei den untern Klassen, ungewöhnlich, im Erdgeschosse zu wohnen. Die Wohnstuben der Familie sind im ersten Stockwerke. Das Haus unsers Wirthes hatte vier bis fünf Wohnstuben, die mit Ruhebetten, Fußteppichen und Spiegeln versehen waren, welche, nebst den Verzierungen der Decke und der Wände, fast das einzige Zubehör eines griechischen Zimmers ausmachen. Das beste Zimmer war groß, hoch und sehr reich verziert. Bei seiner beträchtlichen Höhe hatte es eine doppelte Reihe von Fenstern auf drei Seiten; alle diese Fenster aber waren nur klein, und so angebracht, daß sie bloß Licht gaben, aber keine Aussicht gewährten. Die Decke war reich gemahlt und vergoldet auf geschnitztem Holzwerke; die Wände, in Felder getheilt, waren auf ähnliche Art verziert und hatten mehre Pfeilerspiegel. Ein Ruhebett, oder Divan, lief längs drei Seiten des Zimmers und machte Stühle und Tische überflüssig, die man selten in einem griechischen Hause findet. Das Speisezimmer war ebenfalls geräumig, aber weniger verziert, und

eben so die übrigen Wohnzimmer. Die Küche und Dienstbotenstuben waren durch einen Gang mit der großen Galerie verbunden; auf dieser Galerie selbst aber hatten alle Genossen des Hauses freien Zutritt, und gewöhnlich fand man hier einige Dienstboten, die an den Spielen der Kinder Theil nahmen, und gegen ihre Herrschaft eine Vertraulichkeit sich erlaubten, die im südlichen Europa ziemlich gewöhnlich, aber sehr selten in England ist. Schlafkammern muß man in griechischen, oder türkischen Wohnungen nicht suchen. Das Sofa in den Wohnzimmern ist die nächtliche Ruhestätte der Vornehmen; die niedern Volksklassen schlafen auf dem Fußboden. Auf das Sofa legt man eine baumwollene oder wollene Matratze, baumwollene Tücher, zuweilen mit gesticktem Musselinbesatz, und verzierte Polster. Männer sowohl, als Frauen, ziehen beim Schlafengehen nur einen kleinen Theil ihrer Kleidung aus, und gemeine Leute legen selten irgend etwas von ihrem Anzuge ab, ehe sie sich zwischen die groben wollenen Decken werfen, die ihr Nachtlager ausmachen. — Die Verbindung der Wohnzimmer mit einer offnen Galerie macht das Innere der griechischen Häuser sehr kalt im Winter. Die vornehmen Griechen haben selten ein anderes künstliches Mittel zur Erwärmung, als eine Kohlenpfanne, die in der Mitte steht. Sie

schützen sich durch ihre Pelze und ihre dicke Kleidung gegen die Kälte. Zuweilen wird die Kohlenpfanne unter einen Tisch gestellt, der mit einem dicken wollenen Tuche bedeckt ist, das bis auf den Boden hinab reicht. *) So wird die Hitze zusammengehalten, und die Beine derjenigen, die um den Tisch sitzen, empfangen eine angenehme Wärme, die sich dem übrigen Körper mittheilt. — Man stand in dem Hause meines Wirthes gewöhnlich vor acht Uhr auf. Zum Frühstücke nahm man höchstens zwei Tassen Kaffee, wozu man Zuckerwerk reichte, sonst aber nichts genoß. Für unsere kräftigere Eßlust trug man noch Brod, Honig und Milchreiß auf. Unser Wirth, der von seinen Kindern und Dienstboten immer mit dem Ehrentitel Effendi angeredet ward, brachte den Morgen meist mit Rauchen zu, ging auf der Galerie auf und nieder, oder plauderte mit den Freunden, die ihn besuchten. Da er nicht Handel trieb, und über-

*) Ein solcher Tisch heißt Tandur. Bei den Griechen in Konstantinopel ist dieß Geräth prächtiger, und hat gewöhnlich eine kostbare Decke. Es steht im Winkel des Sofa's. Sieh: Anastasius, or Memoirs of a Greek, written at the close of the eighteenth century (von Th. Hope) 3 Bde. London 1820. Uebersetzt von W. A. Lindau. (Dresden 1821.) Bd. 1. S. 86. Eine Schrift, die über die Denkart und Sitten der heutigen Griechen die anziehendsten und belehrendsten Mittheilungen macht. L.

dieß von Natur schüchtern war, so ging er selten aus, und ich erinnere mich nicht, ihn mehr als sechsmal ausserhalb des Hofes seiner Wohnung gesehen zu haben. Seine Frau war indessen mit der Leitung des Hauswesens, oder mit Sticken, oder Seidenweben beschäftigt. Die Knaben lernten in den Morgenstunden unter der Aufsicht eines jungen Mannes das Romaik lesen und schreiben. — Die Zeit des Mittagessens war gewöhnlich zwischen zwölf und ein Uhr, ward aber aus Gefälligkeit gegen uns bis zwei Uhr ausgesetzt. War man im Speisezimmer versammelt, so reichte eine Magd, nach morgenländischer Sitte, der ganzen Tischgesellschaft nach einander ein Becken mit Seife, und goß aus einer kupfernen Kanne lauwarmes Wasser auf die Hände. Darauf setzte man sich an den Tisch, der bloß aus einer kreisförmigen zinnernen Mulde bestand, die noch immer Trapeza heißt, und auf einen Stuhl gestellt wird, aber ohne Tuch und sonstiges Zubehör. Das Mittagessen bestand gewöhnlich aus zehn bis zwölf Schüsseln, die nach einander von einem albanischen Diener, der seine Landestracht trug, auf den Tisch gesetzt wurden. In den Gerichten war nicht viel Mannigfaltigkeit, und die Aufzählung der Speisen eines Mittagmahles mag als Probe der Lebensweise in einem vornehmen griechischen Hause hier Platz finden.

Gekochter Reiß mit Citronensaft — Schöpsenfleisch zerkocht — Schöpsenfleisch mit Spinat oder Zwiebeln und nahrhaften Brühen — ein türkisches Gericht von gehacktem Fleische mit Kräutern, in Klößen — ein andres türkisches Gericht, das wie ein platter Kuchen aussieht, von aussen einen nahrhaften fetten Guß hat und aus Eiern, Kräutern und etwas Fleisch besteht — gebackenes Schöpsenfleisch mit Rosinen und Mandeln — gekochter Reiß mit Oehl — Pfannkuchen — dünne Kuchen von Mehl, Eiern und Honig, oder zuweilen statt dieser, kleine Kuchen von Mehl, Kaffee und Eiern. Den Beschluß machten Trauben, Rosinen und Kastanien. Wären nicht Fremde zugegen gewesen, so würden die Glieder der Familie gemeinschaftlich aus den aufgetragenen Schüsseln gegessen haben, und dieß geschah auch oft bei besondern Schüsseln, die man ihnen vorsetzte. Bei Tische trank man leichten Landwein. — Als die Speisemulde weggenommen war, wurde das Waschbecken mit der Gießkanne wieder umher gereicht, ein Gebrauch, den man selbst unter der geringen Volksklasse selten vernachläßigt. Nach Verlauf, von einigen Minuten wurde uns ein Glas Liqueur und Kaffee gereicht, und jedem, der Lust hatte, eine türkische Pfeife gebracht. Im Sommer hält man einen kurzen Mittagschlaf. Hatte man

ein Paar Stunden auf dem Ruhebette zugebracht, so kam gewöhnlich Besuch, und man begab sich in den Saal. Die Besucher waren Griechen aus der Stadt, theils Verwandte, theils Freunde des Hauses, die ohne ausdrückliche Einladung kamen, um den Abend mit der Familie zuzubringen. Diese Art des gesellschaftlichen Verkehrs ist gewöhnlich in Joannina, und sehr angenehm, bis auf den Umstand, daß die Frauen wenig Antheil daran nehmen. Wenn ein Besucher in's Zimmer tritt, grüßt er und wird gegrüßt durch das Auflegen der rechten Hand auf die linke Brust, eine eben so einfache, als edle Begrüßung. Hat er sich auf den Divan niedergelassen, so reicht man ihm Zuckerwerk, Kaffee und eine Pfeife, und darin besteht in der That die ganze Bewirthung."

Bei der gegenwärtigen Herabwürdigung Griechenlands, würde man sich vergebens nach Fortschritten in der Mahlerei und Bildhauerei umsehen, die nur unter einem reichen und gebildeten Volke gedeihen können. Es ist indeß nicht wenig merkwürdig, daß man bei den Neuern so ganz alle Spuren dramatischer Darstellungen vermißt, woran die Alten so viel Vergnügen fanden. Gar nichts ist davon übrig geblieben, und eben so wenig haben die heutigen Griechen Neigung und Geschicklichkeit zur Tonkunst.

Was Guys *) von der Schönheit und dem Ausdrucke der griechischen und türkischen Musik sagt, ist — aus der Luft gegriffen.

Wie niederschlagend die Vergleichung zwischen den alten und den heutigen Griechen auch sein mag, wer möchte sich nicht gern überreden, daß die sittliche Wiedergeburt der Nachkommen des ruhmvollen Volkes kein unwahrscheinliches Ereigniß sei! Eines wenigstens ist gewiß, sie haben in neuern Zeiten angefangen, ihre Aufmerksamkeit auf gelehrte Thätigkeit zu richten. „Nach einer Zwischenzeit von zwölf Jahrhunderten, sagt Haygarth, ist ihre Leier wieder besaitet, und ist auch die Hand, welche die Saiten rühren soll, noch ungeschickt, und der Geist, der die Dichtung eingibt, noch schwach, so müssen doch selbst die rohesten Anstrengungen der Abkömmlinge so erlauchter Ahnen immer anziehend sein.“ Diese Anstrengungen zu geistiger Veredlung sind aber keineswegs roh, und sind auch nicht erfolglos gewesen. Die Fortschritte, welche man in den letzten dreißig Jahren in der alt-griechischen Sprache und in allgemeiner Gelehrsamkeit gemacht hat, sind sehr bedeu-

*) Voyage littéraire de la Grece, ou lettres sur les Grecs anciens et modernes — N. A. Paris 1783, 2 Bde. 4. Ein angenehm geschriebenes, aber nicht durchaus zuverlässiges Buch.

tend, und in derselben Zeit hat sich das Romaik, die Volksprache, dem Hellenischen genähert. Das Romaik steht zu dem Alt-Griechischen ungefähr in dem Verhältnisse, wie das Alt-Italienische zu dem Lateinischen, ja vielleicht in einem noch nähern, weil das Hellenische bis in sehr späte Zeiten gepflegt wurde; die Annäherung zu dem alt-griechischen Muster kann daher nicht wohl die Nachtheile haben, welche man von den neuerlich verbesserten Ausgaben der Lehrbücher der heutigen Griechen besorgt hat, und muß dagegen nothwendig beitragen, die Kenntniß der alten Schriftsteller unter ihnen neu zu beleben.

Die Griechen in Joannina sind unter ihren Landsleuten wegen ihrer Gelehrsamkeit vor Andern berühmt. Sie haben sich zeither meist auf Uebersetzungen der besten Werke aus neuen europäischen Sprachen beschränkt, welche durch die freigebige Unterstützung ihrer Kaufleute im Auslande besorgt wurden. Joannina besitzt zwei Akademieen; die eine, unter Athanasius Psalida, gilt für eine der besten Lehranstalten der neugriechischen Literatur, die andere, für jüngere Lehrlinge bestimmt, wird von Balano geleitet, der seinem Vater, dem Verfasser einiger mathematischen Schriften, folgte. Der Arzt Sakallarius hat einige eigene Werke und Uebersetzungen herausgegeben. Koletti, gleichfalls Arzt,

schrieb eine chemische Abhandlung in neugriechischer Sprache, hauptsächlich über die neueren Lehren von der Wärme; auch übersetzte er die Geometrie von Legendre und die Arithmetik von Biot.

In der berühmten Stadt Volo, am gleichnahmigen Meerbusen, die gegen 700 steinerne Häuser enthält, in der großen volkreichen Stadt Makrinitza, in der Dörfer-Gruppe, Zagora genannt, und überhaupt in dem ganzen Gebiete von Thessalien, vom Tempe-Thal bis zum Meerbusen von Volo, genießen die Griechen gewisse Vorzüge in ihrer Lage und in ihren Handelsverhältnissen, welche ihnen mehr Freiheit und weitern Spielraum für ihre Thätigkeit gewähren, als die meisten von ihren Landsleuten besitzen. Die Literatur des heutigen Griechenlands, sagt Holland, kommt großentheils aus dieser Gegend. Die Verfasser der neugriechischen Geographie waren aus Melies, und eben so Gazi, der Herausgeber der griechischen Zeitschrift Hermes (Ἑρμῆς ὁ λογιος η Φιλολογικαι αγγελιαι) die in Wien erscheint. Philipidi, gleichfalls aus Melies, hat Uebersetzungen von La Lande's Astronomie und Condillac's Logik herausgegeben, und Kavra aus Ampelachia die Arithmetik und Algebra von Euler, und Millot's Weltgeschichte übersetzt.

Die hellenische Sprache wird jetzt innerhalb und ausserhalb Griechenland von den Griechen eifrig getrieben. In Constantinopel *) gibt es zwei Schulen, eine für das Alt-Griechische, die andre für Logik, Physik und Mathematik. In Smyrna ist eine Schule für die alt-griechische Sprache, in Scio gibt es deren zwei, eine auf Patmos, zwei in Joannina, **) eben so viele in Athen und mehre auf den jonischen Inseln. In Venedig, Wien und mehren Städten der österreichischen Monarchie gibt es Freischulen zum Unterrichte der Griechen in ihrer alten Sprache. Die Universitäten Padua, Pisa, Bologna werden häufig von ihnen besucht. ***) Eine neue umfassende Lehranstalt

*) Das griechische Patriarchat hat hier eine große Buchdruckerei angelegt, worin neuerlich, unter der Aufsicht des jüngst ermordeten ehrwürdigen Patriarchen Gregorios, der Anfang eines großen Wörterbuches der alt- und neugriechischen Sprache, das aus 6 Foliobänden bestehen soll, erschien. L.

**) Eine dieser Lehranstalten, die mit einer trefflichen Büchersammlung versehen ist, wurde von den, aus Joannina stammenden wackern Brüdern Zosimas gestiftet, die sich seit 20 Jahren um die Bildung ihres Vaterlandes die ausgezeichnetsten Verdienste erworben haben. Der ältere dieser Brüder hat seit seiner Jugend in Moskwa gelebt, wo er eine große Naturaliensammlung besitzt, die er einst nach Griechenland schicken will. L.

***) Unter den teutschen Universitäten vorzüglich Leipzig, Göttingen und Jena. L.

endlich beginnt auf den jonischen Inseln zu erblühen, zu deren Kanzler Lord Guilford ernannt ist, der bei der Begründung der neuen Universität besonders thätig war. *)

Bei der fortschreitenden Veredelung, worin die Griechen unstreitig begriffen sind, und bei dem neu

---

*) Zur Vervollständigung der oben mitgetheilten Nachrichten über die Fortschritte der Geistesbildung unter den Griechen hier noch Einiges. Die wichtigste der bis jetzt bestehenden Lehranstalten ist das große Kollegium auf Scio, wo zugleich eine öffentliche Büchersammlung angelegt wurde und eine thätige Druckerei bereits mehre wichtige Werke geliefert hat. Auch in Bucharest besteht seit 1810 eine Lehranstalt (λυκειον) welche durch die Bemühungen der philologischen Gesellschaft gegründet wurde, die Ignatius, der Oberbischof der Moldau und Wallachei, aus der Insel Lesbos, stiftete. Hier werden, ausser der altgriechischen, lateinischen, französischen, teutschen und russischen Sprache, Mathematik, Naturwissenschaften, Philosophie, Geographie, Rhetorik, Poetik, Geschichte und Archäologie gelehrt. — In Athen hat die im Jahr 1814 gestiftete Gesellschaft der Musenfreunde ihren Sitz, die vorzüglich auf Jugendbildung ihr Augenmerk richtet. Sie zählte 1820 über 300 Mitglieder. Junge Griechen werden auf Kosten der Gesellschaft nach Italien und Teutschland geschickt, um sich zum Lehramte zu bilden. Sie hat in Athen eine Schule angelegt, wo die alte und neue griechische, die französische und italienische Sprache, Geometrie und Geographie gelehrt werden. Es scheint jedoch, diese Gesellschaft habe auch sehr wirksam politische Zwecke verfolgt. — Unter den Einzelnen, welche ihre Landsleute mit der literarischen Bildung des übrigen Eu-

erwachten Streben nach gelehrter Bildung, mußte nothwendig kräftiger der Wunsch nach der Herstellung ihrer Unabhängigkeit sich regen, die sie auch nie ganz aus den Augen verloren haben. Vieles aber muß noch gethan werden, ehe man sie für eine solche Umwandlung reif halten kann.

„Die Keime vernünftiger Freiheit, sagt der oben erwähnte Douglas, werden nie anderswo, als in einem Boden gedeihen, der zuvor durch gehörigen Anbau empfänglich gemacht worden ist.“ Die Griechen haben zwar diesen vorbereitenden Anbau durch die Verbreitung der Wohlthaten der Erziehung begonnen, aber das schwere Werk ist nur erst angefangen. Geistige Bildung muß noch weit allgemeiner werden, Religion und Sittlichkeit müssen unter den niedern Volksklassen weit mehr Herrschaft gewinnen, die unnützen kirchlichen Gebräuche, die zahllosen Fasttage, die Heere von Priestern und Mönchen müssen bedeutend vermindert, der Anbau des Landes muß sorgfältiger betrieben, die Verbindungwege im Lande müssen vermehrt, der Handel muß erweitert

---

ropa bekannt zu machen sich bemühen, wird auch Koumanos in Smyrna gerühmt, der ein Lehrbuch über die Philosophie herausgab, worin er die Ergebnisse der philosophischen Forschungen der Teutschen in gedrängter Kürze darstellt. L.

und besonders auch die morgenländische Sitte, die Weiber einzuschliessen und ihnen die Vortheile einer gebildeten Erziehung zu versagen, abgeschafft werden, ehe allgemeine Gesittung gedeihen kann. Und würden dann, fragt man, die Griechen, zerstreut und unverbunden, wie sie sind, ohne Kriegskunde, ohne Mittel zur Kriegführung, und bei der Unwissenheit und dem sittlichen Verfalle der Volksmasse, im Stande sein, sich selber zu beherrschen? Von den Zeiten des achäischen Bundes bis auf den heutigen Tag, waren die Griechen nie zu einem allgemeinen Zwecke vereint, und kaum läßt sich erwarten, daß sie jetzt, wo sie in ihrer Sinnesart noch verschiedener, *) in ihren Absichten noch uneiniger sind, sich in vester Eintracht zur beharrlichen Verfolgung eines Zieles sammeln

*) „Man glaube nicht," heißt es im 10. Bande (1814) des Quarterly Review S. 457: „daß die, unter den Griechen bemerkbare Verschiedenheit im Grunde nicht auffallen könne, da wesentlich verschiedene Völker durch Gleichheit des Glaubens in einem Lande verbunden werden, wo der Glaube die Hauptverschiedenheit begründet. Auch unter den Bewohnern des eigentlichen Griechenlands findet man eben diese Verschiedenheit. Ein Berg, ein Fluß, sondert oft zwei ganz verschiedene Stämme. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß der Befehlshaber eines unlängst für unsern Dienst geworbenen griechischen Regiments, um die Kriegszucht zu erhalten, sich genöthigt sah, seine Leute nach den Bezirken, aus welchen sie stammten, in Compagnieen zu theilen."

werden. Wie sehr hat sich auch die Lage der Welt verändert, seit Griechenland aufgehört hat, ein unabhängiges Volk zu sein! Die Griechen, einst gesittet und gebildet mitten unter Barbaren, stehen jetzt, mit den übrigen Europäern verglichen, auf einer tiefern Stufe der Gesittung, und die ewigen Zwiste und Fehden, welche in der blühendsten Zeit des Landes seine kleinen Staaten entzweiten, würden bei dem heutigen Zustande der gesitteten Welt, bald die Keime einer neuen Zerrüttung entwickeln. Freiheit nur dem Nahmen nach, würde aber, bei dem gegenwärtigen Bildungzustande und der Uneinigkeit des Volkes, vielleicht noch schlimmer sein, als selbst das Joch der türkischen Zwingherrschaft.

So weit die englische Urschrift, welche jene Bedenklichkeiten gegen das Gelingen des Kampfes um die Unabhängigkeit der Griechen, zu einer Zeit äusserte, wo das große Ereigniß sich schon ahnen ließ. Gewiß nicht ohne Gewicht sind jene Zweifel, aber nicht minder gewiß war eben jenes drückende Joch der Türken eine so wirksame Ursache der Herabwürdigung des Volkes, und ein so großes, ja das wichtigste, Hinderniß zur Erfüllung der Grundbedingungen eines veredelten gesellschaftlichen Zustandes, daß dessen Ab-

werfung der erste Schritt zu dieser Veredlung werden zu müssen scheint. Die Freiheit bildet zu geistiger Kraft und sittlicher Würdigkeit, und nur diejenigen pflegen am meisten von Unmündigkeit der Völker und Unreife zur Freiheit zu reden, die Unmündige und Sklaven brauchen.

An die, in Vorstehendem enthaltenen beiläufigen Angaben über Albanien und Ali Pascha, mögen sich noch folgende, aus Hobhouse's Werke entlehnte Nachrichten reihen, die mit der spätern, durch Pouqueville gewonnenen Kunde, das Beßte sind, was wir darüber haben.

Albanien erstreckt sich längs der Küste des adriatischen Meeres, vom Meerbusen Arta unter dem 39sten Breitengrade, bis zu den ehemaligen Besitzungen Venedigs unter dem 42sten Grade, und etwa 1 Grad weiter nördlich landeinwärts, aber nirgend in einer Breite von mehr als zwanzig geographischen Meilen. Das Land hat eine anmuthige Abwechselung von weit gedehnten Ebenen und hohen Bergen; und der Boden belohnt den Anbauer nicht nur reichlich mit den Bedürfnissen des Lebens, sondern auch mit vielen Erzeugnissen für den üppigen Lebensgenuß. Oehlbäume, Reben und die Zwergeiche

schmücken die Hügel, Korn, Reiß, Taback und Mais bedecken die von ihnen umschlossenen Ebenen. Den besten türkischen Schnupftaback liefern die bei Delvinacki gezogenen Blätter. Das Bauholz von den Bergen Albaniens versorgte vor dem Revolutionkriege die Schiffwerften von Marseille und Toulon. Die natürlichen Erzeugnisse des Landes scheinen an sich hinlänglich zu sein, einem bedeutenden Handel Vorräthe zu liefern, wiewohl der Durchgangshandel, den die Lage des Landes begünstigt, noch andre Vortheile herbeiführt. Auf dem großen jährlichen Markt in Joannina versorgen sich die reichern Türken und Griechen in Albanien und in einem großen Theile von Morea und Rumili mit Stoffen und Pelzwerke zur Winterkleidung, welche aus Frankreich und Teutschland kommen. Hier wird das, aus Triccala eingeführte gesponnene Baumwollengarn in andre Theile des türkischen Reichs vertheilt und zum Theil nach Teutschland verladen. Hier kauft man jährlich Zuchtvieh für die Inseln des adriatischen und jonischen Meeres und Pferde für den inländischen Bedarf.

Von Joannina (Janina) der Hauptstadt des Ali Pascha, hat man, bis in neuere Zeiten, wenig gewußt. Die Stadt liegt auf dem westlichen Ufer eines großen, zwei bis drei Meilen langen, und wenigstens drei Viertelmeilen breiten Sees, ungefähr

eine halbe Stunde von dessen nördlicher Spitze. Ueppig grüne Ebenen umschliessen den See auf der einen, hohe, steil vom Gestade aufsteigende Berge auf der andern Seite. Die Stadt hat in ihrer größten Länge eine halbe Meile, in ihrer Breite ungefähr die Hälfte. Zunächst am Ufer liegt sie auf einem niedrigen Boden, nördlich und nordwestlich aber auf ungleichen Abhängen. Auf einer in den See vorspringenden Halbinsel liegt die Burg des Pascha, welche auf jedem Winkel durch Bevestigungen und Thürme vertheidigt wird. Den Eingang der Veste bildet eine Zugbrücke. Viele Häuser sind groß und gut gebaut. Sie haben einen Hof, Waarenniederlagen oder Ställe im Erdgeschosse, nebst einer offenen Galerie, und im obern Stockwerke die Wohnung der Familie. Kleine, mit hölzernen Gittern verwahrte Fenster, und große Doppelthore, die immer verschlossen sind, geben den Häusern von außen ein finsteres ungastfreundliches Ansehen, der Hof aber, der oft mit Pomeranzen- und Citronenbäumen besetzt ist und in den besten Häusern an einen Garten stößt, macht das Innere sehr angenehm, und die Galerieen sind so geräumig, daß sie bei Regenwetter einen bedeckten Gang darbieten. Der Bazar, die von Kaufleuten bewohnte Hauptstraße, nimmt sich glänzend aus. Es gibt ausser der Burg des Pascha in der Vestung noch zwei Paläste

für dessen Söhne, und in der Vorstadt eine Sommerwohnung für den Pascha, die in einem Garten liegt, wo Pomeranzen, Feigen und Granaten in Ueberfluß wachsen. Dieses Gartenschloß enthält einen großen Saal, mit kleinen vergitterten Gemächern auf beiden Seiten. Der Fußboden ist von Marmor. In der Mitte ein marmorner Springbrunnen in Gestalt einer Vestung, deren kleine metallene Kanonen, auf ein gegebenes Zeichen, Wasser ausspritzen, wobei eine kleine verborgene Orgel italienische Melodieen spielt. Die kleinen Zimmer haben Sofas mit Seidendecken, und die Fenstergitter, so wie die Kranzleisten, sind glänzend vergoldet. In diesem von Oehlbäumen beschatteten Pavillon bringt der Pascha, mit den liebsten Frauen seines Harems, die heißesten Sommertage zu. Auch die ansehnlichsten Bewohner haben Gärten mit Sommerwohnungen, welche den Flächenraum der Stadt ansehnlich vergrößern. Die Zahl der Einwohner beträgt zwischen 35 und 40000.

Ueber den Ertrag des Handels konnte Hobhouse keine genauen Nachrichten erhalten, wiewohl derselbe sehr bedeutend sein muß, da der Pascha, ohne die Kaufleute zu drücken, ein reines Einkommen von 250,000 Piaster daraus zieht. Die Kaufleute leben in Joannina glänzender, als in den übrigen griechi=

schen Städten. Viele von ihnen haben einige Jahre in Handelshäusern zu Triest, Genua, Livorno, Venedig und Wien gedient. Dieser Aufenthalt im Auslande, und die Gelegenheit, in den Schulen ihrer Stadt Französisch und Italienisch zu lernen, macht sie in neuern Sprachen gut bewandert, und gibt ihnen ein feines Benehmen. Sie haben so viel von abendländischen Sitten eingeführt, als sich wagen ließ, und hegten sogar einmal den Gedanken, ein Theater für italienische Opern zu bauen.

Ali Pascha erkennt sehr wohl die Vortheile dieses Verkehres mit Ausländern, und ermuntert die Auswanderungen seiner Unterthanen, wiewohl er, als Bürgschaft für ihre Rückkehr, gewöhnlich einige ihrer Angehörigen zurückhält, und aus Furcht, daß sie ihm ganz entwischen möchten, sie selbst zu Hause bewachen läßt. Die reichen Kaufleute dürfen nicht einen Ritt ins Land machen, ohne ihm vorher Nachricht zu geben. Geiz ist zwar die Haupttriebfeder seiner Handlungen, seine Herrschaft ist hart und drückend, die Regelmäßigkeit dieses Druckes aber, und die Festigkeit seiner Herrschaft, geben denjenigen, die unmittelbar unter seinem Einfluße stehen, viele Vortheile. Der Kaufmann in Joannina weiß, daß alles, was der Pascha ihm läßt, gegen die Raubsucht untergeordneter Beamten gesichert ist, und er lebt

nicht in der steten Furcht vor dem Wechsel der Machthaber, der in andern Gegenden des Reichs so viel Elend herbeiführt, da jeder durch neue Geschenke versöhnt werden muß, und durch neue Erpressungen sich bereichern will. Wo der Geiz nicht ins Spiel kommt, läßt Ali's Gleichgiltigkeit ihnen auch Freiheit genug in ihrem Betragen. Er, der sich gegen äußere Gefahr sicher fühlt, scheint die Furcht überwunden zu haben, womit die türkischen Machthaber in Asien und in der Hauptstadt die Fortschritte ihrer Unterthanen in Künsten und Gelehrsamkeit betrachten.

In den mechanischen Künsten ist man zwar noch so weit zurück, daß in Joannina Niemand zu finden war, der einen Regenschirm hätte ausbessern können, und nur Einer, ein Italiener, der eine Bettstelle zu machen im Stande war; aber man bemerkt doch schon einen Anfang von Veredlung in dieser Hinsicht, und zwar in denjenigen Theilen von Albanien, die an die gesittetern Gegenden von Griechenland stoßen, oder an das ehemalige Gebiet von Venedig gränzen.

Hobhouse theilt, hauptsächlich nach der auffallenden Verschiedenheit des Zustandes der Gesittung, das Land in Ober- und Nieder-Albanien. In diesem sind die Bewohner meist von der griechischen Kirche; sie haben die Sitten der vornehmen Griechen in den gesitteten Gegenden der Türkei angenommen,

und gleichen in vielen Stücken mehr ihren Glaubensbrüdern, als ihren Landsleuten. Die Christen im albanischen Oberlande sind in ihrer Gemüthsart ihren muhamedanischen Landsleuten gleich, und bilden mit ihnen ein Volk. In keinem Theile des, von den Türken eroberten Gebietes, begründet der Glaubensunterschied so wenig Verschiedenheit in dem Zustande des Volkes. Hobhouse fand die Verschiedenheit in der Gemüthsart und den Sitten zwischen den Bewohnern des Ober- und Niederlandes so groß, daß er sie für zwei verschiedene Stämme hält. Man hat diese Meinung, wohl nicht ohne Grund, bestritten, und ein anderer Beobachter *) will bei allen Albaniern, die er in verschiedenen Theilen von Griechenland antraf, durchaus eine allgemeine Aehnlichkeit der Sinnesart gefunden haben, die besonders sichtbar ist in einem wilden Wesen, in einer kräftigen Volksthümlichkeit, und einer Liebe zu der Heimath, wovon man in andern Theilen der Türkei, weder bei Christen, noch bei Muhamedanern, eine Spur findet. Die Albanier aus Joannina, die dieser Beobachter kennen lernte, sprachen alle mit der größten Verachtung von den Griechen und waren nicht wenig stolz auf ihre albanische Abstammung. Sie freuten sich

*) Quarterly Review, Bd. 10.

eben so sehr, als die Krieger aus dem gebirgigen Oberlande, über Ali's Herrlichkeit und glaubten sich auch einen Antheil an dem Ruhme der Tapferkeit ihres Landes zuschreiben zu können. Die auffallende Verschiedenheit zwischen den Bewohnern der beiden Theile von Albanien entstand aus Umständen, die nach und nach die Gemüthart der Unter-Albanier umwandelten, während sie auf die Gebirgbewohner wenig wirkten. Am meisten läßt sie sich aus der verschiedenen Lage gegen die türkischen Gebieter erklären. Bei der Eroberung des Landes nahmen die meisten Bewohner des Oberlandes, dem Nahmen nach, den Glauben der Sieger an. Die Türken schreiben zwar dieser Bereitwilligkeit die friedliche Unterwerfung des Volkes unter ihre Herrschaft zu, aber eben dadurch ward ihnen diese Landschaft ein weniger erwünschtes Besitzthum, als andre, und die Besiegten, die auf diese Weise mit den Ueberwindern auf gleiche Linie kamen, wurden nicht durch die stete Gegenwart der Gebieter gedrückt, sondern blieben, die Glaubensveränderung abgerechnet, ziemlich in dem Zustande, worin sie früher gewesen waren. Die sogenannte Glaubensveränderung hatte so wenig Einfluß, daß die Ober-Albanier, obgleich sie nach Umständen bald zum Christenthum, bald zum Islam sich bekennen, doch weder von dem einen, noch von dem andern Glauben etwas

wissen. Die Bewohner von Unter-Albaniern hingegen, die weniger nachgiebig in ihren Glaubensmeinungen sind, und die Raubsucht der Türken mehr in Versuchung setzen, wurden durch ihre Machthaber, die in ihren Städten und Dörfern wohnen, in Schrecken gehalten. Ohne die Mittel, dem Drucke auszuweichen, oder zu widerstehen, den die kühnen Bewohner des rauhen Gebirglandes besitzen, und von dem Umgange mit den rohen Gebietern ausgeschlossen, verbanden sie sich enger mit den südlichern Griechen in Thessalien und Livadien. Der gemeinschaftliche Gebrauch einer Kirchensprache, die wegen der Nachbarschaft auch im Leben nicht unbekannt ist, und als eine geschriebene Sprache dem Verkehre Erleichterungen darbietet, während das Albanische nur gesprochen wird, knüpfte ein neues Band. Kein Wunder daher, daß ihre alten einheimischen Sitten in unzähligen Fällen durch die Gewohnheiten der Neugriechen verdrängt wurden. Von dem Dorfe Delvinaki, ungefähr 21 Wegstunden nordwestlich von Joannina, wird die Verschiedenheit zwischen den Bewohnern des Ober- und Niederlandes auffallend. Bis dahin bemerkten Hobhouse und sein Reisegefährde, Lord Byron, in dem Zustande und Wesen des Volkes, abgerechnet eine gewisse Wildheit unter den überall bewaffneten Landleuten, nicht Eigenes; kaum

aber waren sie über Delvinaki hinaus, als sie eine freiere Luft, ein volkreicheres Land fanden. Reisende auf den Heerstraßen; Dörfer auf den Hügeln zerstreut; die Ebenen überall angebaut; und statt des Gewandes der Griechen, das Baumwollenhemd der Albanier. Die albanische Sprache war herrschend, und selbst der Ton der Christen muthiger und stolzer. Gleich in dem ersten Dorfe (Cesarades,) wo sie übernachteten, fanden sie alles ganz anders, als in den griechischen Dörfern. Ihr Wirth war sehr freundlich und hatte in seinen Zügen nichts von dem kriechenden, niedergeschlagenen, furchtsamen Wesen des griechischen Bauers. Sein Haus war reinlich geweißt, hatte einen Pferdestall, eine Unterstube und zwei Oberstuben, ganz anders als in Nieder-Albanien.

Die Albanier — die Eingebornen, nicht ihre entarteten Abkömmlinge und Sprachgenossen, die als Landbauer zerstreut in Rumili leben — sind meist von mittler Größe, etwas über 5 Fuß hoch; muskelkräftig und straff, doch keineswegs vierschrötig, und besonders dünn um die Hüften, woran ihre thätige Lebensweise und der enge Gürtel Schuld sein mögen. Die Brust voll und breit, der Hals lang. Das Gesicht eirund mit vorragenden Backenknochen und flacher, aber hoher Stirn. Der Ausdruck ihrer

Augen, die blau oder braun, selten ganz schwarz sind, ungemein lebhaft. Der Mund klein mit schönen Zähnen. Die Nase meist hoch und gerade, mit dünnen offenen Nasenlöchern. Die Augenbrauen gewölbt. Die Stirn ist nicht mit Haaren bedeckt, die aber vom Scheitel lang hinab wallen, meist in Locken, wiewohl gerades langes Haar mehr bewundert wird. Ein kleiner Knebelbart ziert die Oberlippe, das übrige Kinn aber wird immer mit dem Vorderhaupte, gewöhnlich einmal wöchentlich, geschoren. Die mahlerische Tracht der Albanier haben wir oben (S. 28 — 29) nach Holland's Beschreibung kennen gelernt. Auch Hobhouse fand sie in dieser Tracht dem alten römischen Krieger ähnlich, zumahl bei den Wohlhabendern, wo zwei bis drei, reich mit Gold oder Silber verzierte Sammetwesten fast dem steifen Panzerhemd gleichen. Die Albanier sind sehr uureinlich; wechseln selten die Wäsche, und schlafen auf dem Fußboden in ihren dicken Wollenkleidern, wo Ungeziefer aller Art gedeiht. Die Weiber scheinen nicht reinlicher zu sein. Sie sind lang und stark, nicht unangenehm, aber in ihren Zügen sieht man alle Spuren eines armseligen Lebens, schlechter Behandlung und harter Arbeit. In vielen Gegenden des Landes müßen sie säen und die Ernte besorgen, während die Männer nur die-

aber waren sie über Delvinaki hinaus, als sie eine freiere Luft, ein volkreicheres Land fanden. Reisende auf den Heerstraßen; Dörfer auf den Hügeln zerstreut; die Ebenen überall angebaut; und statt des Gewandes der Griechen, das Baumwollenhemd der Albanier. Die albanische Sprache war herrschend, und selbst der Ton der Christen muthiger nnd stolzer. Gleich in dem ersten Dorfe (Cesarades,) wo sie übernachteten, fanden sie alles ganz anders, als in den griechischen Dörfern. Ihr Wirth war sehr freundlich und hatte in seinen Zügen nichts von dem kriechenden, niedergeschlagenen, furchtsamen Wesen des griechischen Bauers. Sein Haus war reinlich geweißt, hatte einen Pferdestall, eine Unterstube und zwei Oberstuben, ganz anders als in Nieder-Albanien.

Die Albanier — die Eingeborhen, nicht ihre entarteten Abkömmlinge und Sprachgenossen, die als Landbauer zerstreut in Rumili leben — sind meist von mittler Größe, etwas über 5 Fuß hoch; muskelkräftig und straff, doch keineswegs vierschrötig, und besonders dünn um die Hüften, woran ihre thätige Lebensweise und der enge Gürtel Schuld sein mögen. Die Brust voll und breit, der Hals lang. Das Gesicht eirund mit vorragenden Backenknochen und flacher, aber hoher Stirn. Der Ausdruck ihrer

Augen, die blau oder braun, selten ganz schwarz sind, ungemein lebhaft. Der Mund klein mit schönen Zähnen. Die Nase meist hoch und gerade, mit dünnen offenen Nasenlöchern. Die Augenbrauen gewölbt. Die Stirn ist nicht mit Haaren bedeckt, die aber vom Scheitel lang hinab wallen, meist in Locken, wiewohl gerades langes Haar mehr bewundert wird. Ein kleiner Knebelbart ziert die Oberlippe, das übrige Kinn aber wird immer mit dem Vorderhaupte, gewöhnlich einmal wöchentlich, geschoren. Die mahlerische Tracht der Albanier haben wir oben (S. 28 — 29) nach Holland's Beschreibung kennen gelernt. Auch Hobhouse fand sie in dieser Tracht dem alten römischen Krieger ähnlich, zumahl bei den Wohlhabendern, wo zwei bis drei, reich mit Gold oder Silber verzierte Sammetwesten fast dem steifen Panzerhemd gleichen. Die Albanier sind sehr unreinlich; wechseln selten die Wäsche, und schlafen auf dem Fußboden in ihren dicken Wollenkleidern, wo Ungeziefer aller Art gedeiht. Die Weiber scheinen nicht reinlicher zu sein. Sie sind lang und stark, nicht unangenehm, aber in ihren Zügen sieht man alle Spuren eines armseligen Lebens, schlechter Behandlung und harter Arbeit. In vielen Gegenden des Landes müßen sie säen und die Ernte besorgen, während die Männer nur die-

jenigen Arbeiten übernehmen, wozu mehr als weibliche Körperstärke, oder besondre Geschicklichkeit gehört. Jeder Betriebsamkeit abhold, zieht der Mann lieber mit seinen Heerden durch die Gebirge und Wälder. Der höchste Genuß aber in der Zeit, wo nicht Krieg ihn beschäftigt, ist für ihn, in der Sonne zu liegen, zu rauchen, zu essen, zu trinken, zu schlummern, oder langsam um den Garten vor seiner Hütte zu schlendern, auf seiner übeltönenden Laute klimpernd. Bei aller Trägheit aber ist er unruhig, und auf das erste Aufgebot seines Anführers bereit, mit seinem Gewehre in die Wälder zu eilen.

Die Hütten, die von trockenem Lehm meist sehr sauber gebaut sind, bestehen gewöhnlich nur aus einem Stockwerke, mit zwei Stuben und wenig Hausgeräthe. In der Regel gehört ein Garten dazu, und oft sind sie mit einem Walle umgeben, der Schießlöcher hat. In den Dörfern findet man einen, von einem breitwipfeligen Baume beschatteten Rasenplatz, für die sonntägigen Belustigungen der Landleute. Dieß erweckt eine günstige Meinung von der allgemeinen Sicherheit, die jedoch zuweilen von der Zwietracht benachbarter Dörfer gestört wird.

Die Inwohner nähren sich meist von Brod — das aus Weizen und andern Getreidearten gebacken wird — Käse, Eiern, Butter, Oliven und Garten-

früchten, essen jedoch nur wenig Fleisch, das man aber an Feiertagen desto reichlicher genießt. Muhamedaner und Christen trinken Wein, und ein aus Traubenhülsen und Gerste bereitetes geistiges Getränk. Im Ganzen aber leben sie mäßig, um ihr Geld für Waffen und Putz zu sparen. Man sieht sie gefräßig essen, wo es auf fremde Kosten geht, aber um Reichthum zu sammeln, scheuen sie keine Mühe, keine Gefahr, keine Selbstverläugnung. Sie haben noch so viel von dem Zustande des Wildheit, daß man sie kaum halb gesittet nennen kann, sondern Barbaren, in deren Land einige Künste des gesitteten Lebens Eingang gefunden haben. Unter keinen Gesetzen lebend, vertheidigt Jedermann selber seine Rechte, sucht Vergeltung für erlittenes Unrecht, und häufig gibt es Mord und Todtschlag. Räuberei wird nicht für schimpflich gehalten. Wenn ihre Dienste in der Heimath nicht gebraucht werden, treibt ihr Widerwille gegen ein friedliches Leben sie zu Pascha's in Europa oder Asien, deren tapferste Kriegsvölker sie unter dem Nahmen der Arnauten ausmachen. Obgleich von den Türken verabscheut, werden doch sie allein auserwählt, die heilige Fahne von Mekka nach Konstantinopel zu bringen, und nicht Wenige von ihnen haben sich zu den höchsten Würden im osmanischen Reiche erhoben. Sie dienen aber nicht bloß

den Osmanen, sondern waren lange gewohnt, sich bei dem Könige von Neapel anwerben zu lassen, und haben neuerlich in großer Anzahl bei den, von den Engländern auf den jonischen Inseln geworbenen griechischen Regimentern Dienste genommen. Alle diese gebirgischen Albanier aber, die in auswärtige Dienste treten, haben den Vorsatz, wieder in ihre Heimath zurück zu kehren. Diejenigen, welche im Dienste des Pascha von Morea stehen, haben mehr als einmal den Versuch gewagt, durch die Wache auf der korinthischen Landenge zu brechen, und einige in englischem Solde stehende Arnauten machten einen ernstlichen Aufstand unter der Besatzung von Malta, als sie fanden, daß sie auf Lebenszeit geworben waren. Im Stolze auf ihre Abstammung und Heimath, verachten sie alles Fremde. Alle übrigen Menschen, Türken, wie Christen, halten sie, mit ihren Landsleuten verglichen, für Memmen, und da sie schon lange als die besten Krieger des türkischen Reichs berühmt sind, so ist der Stolz nicht ohne Grund, den man selbst in dem ärmsten Bauer findet. Ihren stolzen Gang, und das trotzige Wesen, das sie annehmen, mit der einen Hand am Säbel, und dem rothen Käppchen quer auf der Stirne, vergißt man nie, wenn man sie einmal gesehen hat. Hobhouse schätzt die Volksmenge von Albanien auf

beinahe 1,200,000 Seelen, aber er bestimmt nicht ganz genau, ob er darunter alle, unter dem Nahmen Albanier bekannte Bewohner des türkischen Reiches, oder bloß diejenigen begreife, die er als eigentliche Albanier beschreibt. Von ihrer Anzahl aber auch abgesehen, ist die Gemüthsart des Volkes so kriegerisch und rege, und seine geographische Lage so günstig, daß sich wohl vermuthen läßt, sie werden bei den künftigen Umwälzungen des türkischen Reiches keine unwichtige Rolle spielen.

Ali Pascha ward um das Jahr 1750 in Tepellene (nach Andern Tepedlen) geboren; aber er verhehlt sorgfältig sein Alter, und ungeachtet einer Krankheit, die man für unheilbar hält, sieht er aus, wie ein gesunder Mann von mittlen Jahren. Er ist zwar der Sohn eines Pascha (Veli) von zwei Roßschweifen, soll aber gern damit prahlen, er habe seine Laufbahn mit sechs Para und einer Muskete begonnen. Hobhouse sprach mit vielen Menschen, die den Pascha gekannt hatten, als er in einer zerrissenen Jacke das Leben eines nächtlichen Räubers führte. Nach und nach, doch nicht ohne bedeutende Unfälle, gewann er so viel, daß er ein kleines Paschalik kaufen konnte, und späterhin erlangte er durch Kriegsglück, oder Verrätherei, eine Stelle nach der andern in Albania, bis es ihm endlich gelang, sich

zum Herrn von Joannina zu machen, worauf er durch einen kaiserlichen Gnadenbrief zum Pascha erhoben ward. Anfangs war er zuweilen in einer so bedrängten Lage, daß er sich nicht aus seiner Heimath Tepellene wagte. In der Folge vergiftete er den Pascha Giaffar von Vallona mit einer Tasse Kaffee. Nicht bedenklich in der Wahl der Mittel, die zu seiner Vergrößerung führen konnten, gewann er allmählig einen vorherrschenden Einfluß über den größten Theil von Griechenland, und wurde selbst in denjenigen Theilen der europäischen Türkei gefürchtet, welche ausserhalb der Gränzen seines Gebietes liegen. — Nach einem ungenannten französischen Schriftsteller *) begreift dieses Gebiet: die Paschalike von Joannina und Delvino, oder den größten Theil des alten Epirus; den östlichen und südlichen Theil von Macedonien, das heißt ungefähr die Hälfte dieser Landschaft; das Paschalik Triccala, oder Thessalien; den größten Theil von Livadien; Xeromeros oder Akarnanien, und die Landschaft Arta und Prevesa. Als Wessir, oder Pascha von drei Roßschweifen, herrscht er jedoch nur in den Landschaften Joan-

---

*) Mémoire sur la vie et la puissance d'Ali Pascha — Paris 1820. 8. Ali wird hier mit schwarzen Farben geschildert.

nina und Triccala. — In allen jenen Landschaften besitzt er ein ansehnliches Privateigenthum an Ländereien, gegen 400 Dörfer, nach Hobhouse. Man schätzte, als dieser in Albanien war, die Einkünfte des Pascha auf 6 Millionen Piaster, *) nicht gerechnet die Abgaben, welche er gelegentlich erhebt, und die ihm von seinen christlichen Unterthanen dargebrachten Geschenke. Alle Arbeiten müssen unentgeltlich für ihn verrichtet, und in den Städten, wo er Wohnungen hat, Küche und Ställe von den Bewohnern versorgt werden. Seine Kriegsvölker kosten ihm wenig, jeder Soldat monatlich nur zwölf Piaster, da die Städter und Landleute sie ernähren müssen. Die Sklaven und Sklavinnen für seinen Haushalt erhält er aus den Familien der Räuber, die er hinrichten läßt, oder in die Flucht jagt.

Seine Gemüthsart, die von den Griechen mit den finstersten Farben geschildert wird, und glaubt man auch nur die Hälfte der von ihm erzählten Geschichten, wild grausam sein muß, würde doch wohl ungerecht beurtheilt werden, wenn man bloß auf die Thatsachen sehen wollte, die man gegen ihn anführt, gesetzt auch, sie wären wahr. Man muß auf die

*) Der Verfasser des angeführten Mémoire schlägt sie zu 9 Millionen an.

Lage, worin er sich befand, und auf das Volk, mit welchem er zu thun hatte, Rücksicht nehmen. Gewaltthätigkeiten, mit einer Gleichgiltigkeit gegen Menschenleben verübt, wovon Jemand, der nicht in der Türkei war, gar keinen Begriff haben kann, sind etwas Gewöhnliches in der öffentlichen Verwaltung im türkischen Reiche, und erwecken weder Entsetzen, noch Abscheu. Die strengsten Maßregeln waren in Albanien nöthig, um die Sicherheit gegen Räuber zu erlangen, die jetzt in dem größten Theile von Ali's Gebiet herrscht. Auch Hobhouse bestätigt, was wir oben (S. 27.) nach Hollands Angaben von den glücklichen Bemühungen Ali's zur Verbesserung des Zustandes seiner Unterthanen erfahren haben. „Er hat, setzt der Reisende hinzu, durch viele heilsame Anordnungen wie ein guter und großer Fürst gehandelt, wiewohl vielleicht ohne einen einzigen andern Beweggrund, als seine Vergrößerung."

Hobhouse fand den Pascha in Tepellene, einer kleinen schmutzigen Stadt, die Ali's Lieblingsaufenthalt ist. Er und sein Begleiter erhielten Wohnungen in der Burg des Pascha. Der Schloßhof war auf zwei Seiten von Gebäuden und auf den beiden andern von hohen Mauern umschlossen. Soldaten, die ihre Waffen an die Mauer gelehnt hatten, sah man bald langsam auf und nieder gehen, bald

auf dem Boden sitzen. Mehre Pferde, völlig angeschirrt, wurden umher geführt. Im Hintergrunde des Hofes, am weitesten von der Wohnung, machte man Vorbereitungen zum Abendschmause, und Köche, die selber halb bewaffnet waren, bereiteten Schafe und Lämmer. Der Pascha nahm die Fremden freundlich auf, und versprach, ihnen am nächsten Tage feierliches Gehör zu geben. Abends erhielten sie einen Besuch von zwei Aerzten Seiner Hoheit, (so nennen die Griechen jeden Pascha von drei Roßschweifen,) einem Elsaßer in Frankentracht, und einem Griechen, der Teutsch, Italienisch, Französisch, Lateinisch und Albanisch verstand. Am folgenden Tage, gegen Mittag, wurden sie durch Ali's weißes Stäbchen zur Audienz gerufen. Sein Geheimschreiber, der mit ihnen von Joannina gekommen war, und sein schlechtestes Kleid angezogen hatte, um nicht das Ansehen eines Mannes zu haben, von welchem sich etwas erpreßen ließe, führte sie in das große hübsch eingerichtete Gemach. Ihr Dolmetsch begleitete sie. Hier fanden sie den Pascha, als wäre es zufällig gewesen, stehend, wie es der höflichen Sitte bei den Türken gemäß ist, die nur vor einem Höhern und einem Moslem von ihrem Sitze sich erheben. Als er sich gesetzt hatte, lud er die Gäste ein, neben ihm Platz zu nehmen. Ali war ein Mann von etwas über

fünf Fuß Länge, sehr fett, doch nicht eben wohl beleibt. Er hatte ein sehr einnehmendes, hübsches rundes Gesicht, lebhafte blaue Augen, und nichts von der türkischen Ernsthaftigkeit. Sein weißer Bart war *lang*, und von der Art, *worauf jeder andre Türke stolz* gewesen sein würde; aber Ali, mehr mit seinen Gästen, als mit sich selber beschäftigt, blickte nicht immer auf seinen Bart, oder beroch und strich ihn nicht, wie's bei seinen Landsleuten gewöhnlich ist, um die Pausen bei der Unterhaltung auszufüllen. Er war nicht eben prächtig gekleidet, nur schien sein hoher Turban, der aus vielen kleinen Rollen zusammen gesetzt war, aus Gold-Mußelin zu bestehen, und sein langer Dolch war mit Demanten besetzt. Er war ungemein höflich. Er zeigte den Fremden eine Haubitze, die in seinem Zimmer lag, und sagte ihnen bei der Gelegenheit, er habe mehre große Kanonen. Die Gäste erhielten Pfeifen, Kaffee und Zuckerwerk, doch war er in diesen Dingen nicht so eigen, als andre Türken. Er hatte so gute Laune, daß er mehrmal laut auflachte, was bei vornehmen Türken sehr ungewöhnlich ist. Sein Zimmer war nicht, wie gewöhnlich bei den türkischen Großen, mit seinen Hofbedienten angefüllt, sondern es war Niemand bei ihm, als vier oder fünf prächtig gekleidete Jünglinge in albanischer Tracht, deren Haar tief hinab

wallte. Diese brachten die Erfrischungen herein, und versorgten die Fremden mit Pfeifen, welche man, obgleich sie noch nicht halb ausgeraucht waren, dreimal mit frischen vertauschte, wie es Sitte ist, wenn einem Gaste besondre Ehre erwiesen werden soll. In der Unterhaltung zwischen einem türkischen Wessir und einem Reisenden gibt es keine allgemeinen Gesprächsstoffe, welche beiden Gelegenheit geben könnten, ihre Fähigkeiten zu verrathen. Ein Franke, setzt Hobhouse hinzu, kann einen Türken schon für etwas Ungemeines halten, wenn er keine alberne Frage von ihm hört, und Ali fragte uns nichts, was seine Unwissenheit verrathen hätte. Seine Lebhaftigkeit und seine Leichtigkeit im Benehmen gaben uns eine sehr günstige Meinung von seiner natürlichen Fähigkeit.

